DIE WUNDER AUF SCHLOSS GOTTORP: EIN GEDÄCHTNISSBLATT AUS DEM VORIGEN...

Wilhelm Jensen

Die Wunder

auf

Schloß Gottorp.

Die Wunder auf Schloß Gottorp.

Ein Gedächtnißblatt aus dem vorigen Jahrhundert

von

Wilhelm Jensen.

2. Auflage.

Weimar
Verlag von Emil Felber
1897.

I.

Gottorp ist nunmehr ein wolerbaweter Orth / nicht alleine das Fürstlich Schloß und Vestung an Ihr selbsten / welche mit einem Walle / starcken Bollwercken und breiten Graben / oder vielmehr einem kleinen See / wol verwahret und befästiget ist / wiewol sie nah herumb mit Bergen und Hügeln überhöhet wird / sondern auch wegen etlicher stattlichen Häuser und Gebäwde; der geringen in grosser Anzahl zu geschweigen / so in kurtzen Jahren daselbst auffgeführet worden. Die Lage sampt der Stadt Schleßwich ist überaus schön / da finden sich Berge und Thal / das schöne sich krümmende Fischreiche Wasser die Schlie / gute lustige und nutzbare Holtzung nah vor dem Schloß und der Stadt; an schönen künstlichen Garten ist auch kein Mangel / welches alles zu Sommerzeiten die liebliche Waldvögelein / insonder-

heit die Nachtigalen / so im Schlosse / und in der Stadt hell und klar können gehöret werden / umb so viel anmutiger machen."

* * *

So spricht um das Jahr 1652 in seiner an Umfang und Format gleich mächtigen „Newen Landesbeschreibung der zwey Hertzogthümer Schleßwich und Holstein" der vortreffliche Doktor Casparus Danckwerth über die Lage des Schlosses Gottorp und der Stadt Schleswig, und manch' ein berufsmäßiger Schilderer könnte sich ein lehrreiches Vorbild daran entnehmen, mit wie wenig Aufwand sich eine Gegend in anschaulichster Weise darstellen läßt. Denn in den paar Worten ist eigentlich alles Hauptsächliche enthalten, um der Phantasie ein helles, wahrheitsgetreues und lebendiges Bild der Stadt Schleswig vor Augen zu bringen. So liegt sie, um ein weniges vergrößert oder richtiger verlängert — obgleich dies im Grunde kein Bedürfniß war — auch jetzt noch, und „zu Sommerzeiten" wird der Besucher ihrer Umgebung noch Alles ziemlich ebenso und das heißt in der That „anmuthig" vorfinden. Nur nicht grade die „Berge", wenn er mit diesem Wort eine im Allgemeinen übliche Vorstellung verbindet. Indeß nicht durch Schuld der Zeit, die etwa durch irgendwelche Kräfte

Berge versetzt hätte, denn solche waren unanzweifelhaft auch vor drittehalb Jahrhunderten nur in dem lebhaften Vergrößerungs-Vermögen Herrn Caspar Dankwerths vorhanden. Ueber wellig hingestreckte „Hügel" bescheidener Gattung ließe sich eher eine Verständigung mit ihm erzielen, nur beläßt ihn eine derartige Controverse schon seit geraumer Zeit recht gleichgültig und schweigsam, und im Uebrigen fällt sie bezüglich der ‚Anmuth' durchaus nicht in's Gewicht.

* * *

Dennoch sind ein paar Striche dem Bilde der Stadt Schleswig hinzuzufügen, wie sie um ein gutes Jahrhundert später, nachdem Caspar Dankwerth sie zuletzt mit Augen gesehn, sich den damals Lebenden dargestellt.

Sie liegt am landseeartig erweiterten westlichen Ende der über fünf Meilen langen, zumeist schmalen Ostseebucht, die aus grauer Zeit den Namen Slea, Slie, Schlei führt, fraglos der gleichen Grundwurzel mit „Schlinge" und „Schlange" entstammend, ein sich schlingendes, schlängelndes Wasser, nach dem der Ort zuerst unter den Benennungen Sliesthorp und Sleaswitt auftaucht.

Ein absonderlicher Ort, sui generis; an Längenausdehnung mit einer heutigen Großstadt

von einer halben Million Einwohnern siegreich wetteifernd, an Bevölkerungszahl ein kleines Nest oder ein großes Dorf. Aus vier, nicht viel kürzer als eine Meile am Nord- und Westrand der letzten Schleiausbuchtung entlanggelagerten Theilen bestehend: Dem ‚Holm‘, einer zumeist von Fischern bewohnten rundlichen Insel mit ältestem Klosterbau, ehmals „der Güldenholm“ benannt. Dann, immer westwärts fortschreitend, durch eine Brücke mit dem Holm verbunden, die ‚Altstadt‘, der Kern Schleswigs, ein kleines, den Marktplatz umwindendes Geflecht alter, enger und winkliger Straßen. Danach eine endlose einzige doppelte Häuserreihe: ‚Der Lollfuß‘.

Ein etymologisch bösartiger Name, erklärt als „der Fuß des heiligen Lollus“. Doch müßte dieser verdienstliche Glaubensheld einestheils auf etwas selbst bei Heiligen übermäßig-ungewöhnlich großem Fuß gelebt haben, um diese Ableitung zu rechtfertigen, und andrerseits hat die Geschichte von einer Hinterlassung seiner Fußknochen oder einer ‚Stapfe‘ derselben an der Schlei, ja sogar von dem ganzen Leben und Wirken des verehrten Mannes überhaupt nichts aufbewahrt. Vermuthlich steckt hinter dem sonderbaren Namen etwas ganz Anderes, gleichfalls lange in Vergessenheit Gerathenes, aber was, ist schwer zu sagen. Vielleicht ein Zusammenhang mit den ‚Lollharden‘, der wunderlich sich durch

lallende, lullende leise Klagegesänge kundgebenden Bruderschaft des Mittelalters; wahrscheinlicher noch ist das allmählich verderbte Wort ‚Lolch', in der ersten Silbe unerkennbar geworden. Dafür scheint auch Caspar Dankwerths Mittheilung zu sprechen, daß „der Lullfuß / wie der Ohrt gemeinlich genennet wird / wäldicht / rauh / theils auch sumpfigt gewesen, dahindurch keine Herstraße gegangen /" so daß ‚Lollfuß' etwa, bei der alten Nebenbedeutung des ‚Fuß' für Weg, den ‚Fußweg durch das lolchbewachsene Bruchland' bezeichnet haben könnte.

Nun aber bildet er die endlose, von kleinen einstöckigen Häusern eingefaßte, oft jedoch auch Lücken dazwischen aufweisende Straße von der Altstadt nach Westen, die zuletzt in einen langen, eine Endabschnürung der Schlei überquerenden schmalen Damm ausmündet. Doch endet jenseits des letzteren Schleswig immer noch nicht, beginnt vielmehr wieder auf's Neue mit dem ‚Friedrichsberg', einem in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts durch den Herzog Friedrich III. von Gottorp begründeten und nach ihm benannten Stadttheil, der das westliche Ende der Schlei umzieht. Wo er schließlich, nach der Nöthigung aller Erdendinge, einmal aufhört, erhebt sich um ein halbes Stündchen nach Osten weiter, nah über der Schlei und der Altstadt grade gegenüber die alte, einsam belegene Kirche von Haddeby, einst Haithabu und Haddeboth geheißen.

Waldige Hügel umgeben sie, auf denen unter hohen Buchen und niederem Buschgestrüpp nur noch einige Erdwälle die Standplätze zweier einstmaliger Burgschlösser, der ‚Oldenburg' und der ‚Markgrafenburg', andeuten.

* * *

Wohl erhalten dagegen liegt das Schloß oder die ‚Vestung' Gottorp, rundum vom Gewässer der letzten kleinen Schleibucht umgeben, nur durch zwei schmale Dämme nach Norden und Süden mit dem festen Lande verbunden. Zwar ist es nicht mehr der Bau, der zuerst, ursprünglich jenen Namen getragen. Etwa eine Stunde nordwärts in der Nähe des „Rauhen Krugs", der ‚Wirthschaft im Gestrüpp', finden sich waldverborgen geringe Ueberreste einer alten, ehemals ‚Groß-Gottorp' benannten Bischofspfalz, die zur Zeit des Kaisers Friedrich Barbarossa in einer schismatischen Fehde dem Erdboden gleich gemacht worden. Danach ward, dem Lollfuß unmittelbar benachbart, „Lütken-" oder Klein-Gottorp erbaut, gleichfalls als Bischofssitz, doch bald an die Gottorper Herzöge, zunächst an Herzog Erich, den Sohn des Brudermörders König Abel von Dänemark, ausgetauscht, dessen Grab lebendig forterhaltene Ueberlieferung in einen Sumpf des Schloßforstes verlegt. Dort soll man einen Pfahl durch seine Leiche getrieben haben, um ihn in Todesruhe hin-

unter zu bannen, weil er aus seiner Gruft im Schleswiger Dom allmitternächtlich wieder aufgestanden und ruhelos durch die Stadt und über die Schlei, auf der er seinen Bruder, den König Erich, erschlagen, umgeirrt sei. Doch ist auch der Pfahl fruchtlos gewesen, denn immer wieder im Gang der Jahrhunderte kehren Berichte von Leuten, die bei Nacht im Gottorper Wald einem schwarzen, von drei feurigen Hunden begleiteten, gespenstischen Reiter begegnet sind.

Gottorp-Schleswig hat viel Königs- und Herzogsblut — auch das des „guten alten Königs Niels" — verströmen sehn, und in zahlloser Wiederkehr haben eisenklirrende Ritter und später donnernde Feuerrohre seine Mauern bestürmt. Doch zumeist, selbst im dreißigjährigen Kriege, sind die Belagerer von ihnen unverrichteter Sache abgezogen, und das alte Schloß ist durch die Jahrhunderte nicht geschmälert worden, sondern zu einem immer festeren, stattlicheren und glänzenderen Fürstensitz angewachsen. Bis zum Jahre 1711 als Residenz der Gottorper Herzöge, dann als die, von Dänemark eingesetzter ‚Statthalter' der Herzogthümer Schleswig-Holstein.

Friedlich liegt Gottorp jetzt — im zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts — inmitten seiner Wasserumrahmung; das rastlose Kriegsgetobe, Gewaltthaten und Schrecknisse vergangener Zeiten sind seit Langem verhallt, zur Ammenmäre geworden.

Aus den glanzreichen herzoglichen Tagen, besonders des Herzogs Friedrich III. und seines ‚Hofmathematicus‘, des weitberühmten Magisters Adam Olearius, beherbergt das Schloß noch eine ehmals in deutschen Landen von höchstem Ansehn gewesene Bibliothek und ‚Kunstkammer‘; es enthält oder wird umgeben von fürstlichen Logir- und Cavaliershäusern, von Reit- und Ballspiel-Gebäuden zu festlichen Aufführungen durch Hofjunker, Adel des Landes und Offiziere. Aus dem fürstlichen Marstall klingt das Gewieher zahlreicher Pferde von edelster Rasse, ein Zeughaus mit großer und kleiner Rüstkammer bietet reichhaltige Sammlung alter Waffen und Geschütze dar. Sowohl nach Norden als nach Süden führen die Brücken und Dämme zu alten, kunstreich angelegten Parkgärten hinüber. In letzterer Richtung sah die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts „einen fast grossen köstlichen Lustgarten“ entstehen, „deßgleichen in Teutschlandt wenig zu finden / mit schönen Alleen oder von Bäumen gewölbten breiten Bogengängen / ringsherumb grossen Hagen von Ligustro und Buchsbaum / herrlichen Kunst- und Luststücken / worein insonderheit die Menge allerhandt Frembden / darein vorhandenen Gewächsen und Kräuteren zu finden und vorhanden / also / das gemelter Garte desfals durch gantz Teutschlandt / als sonsten anderswo für andere bekandt und berühmbt ist.“

Der Lustgarten im Norden des Schlosses, ebenfalls von Herzog Friedrich III. angelegt und von den Nachfolgern desselben erweitert und bereichert, heißt das „Neue Werk", das „Neuwerk". Er ist im Geschmack des 17. Jahrhunderts hergestellt und mit tausend Sehenswürdigkeiten und Seltsamkeiten ausgerüstet: Grotten, Terrassen, Labyrinthen, Tempeln, Statuen, Weihern, Wasserkünsten mannigfaltigster Art. Neptun und Pluto werden von einem riesenhaften Sandstein-Herkules überragt, der mit der siebenköpfigen Lernäischen Schlange kämpft. Ihre Köpfe schleudern ringsum Wasserstrahlen gegen ihn; überall sprühen Fontänen silberne Garben und Schleier in die Luft und unter ihnen in gleicher Weise Delphine und gigantische Frösche. Orangerien — „Pomerantzenhäuser" — füllen die Wege mit schwülem Duft; das Wunder des Gartens bildet das ‚Globushaus', in welchem sich der berühmte, nach der Vorschrift des Olearius angefertigte Riesenglobus des Erdballs, umgeben vom Himmelsgewölbe, Sonne, Mond und Sternen, befindet. Von Wasserkraft gedreht, ist er ‚in motu perpetuo'; in vierundzwanzig Stunden wechseln die Tag- und Nachtgestirne, man sieht sie am Horizont heraufkommen, ihren Urbildern gleich vorüberziehn und untergehen; die Zeit kennt nirgendwo etwas gleicher Art. Ihren Wünschen huldigt auch die ‚Amalienburg', ein von vier Pavillons eingefaßtes Garten-

schlößchen, dessen Innenwände fast lückenlos Gemälde aus der griechisch-römischen Mythologie und — wunderlich dazwischen gesellt — Portraitbildnisse Dänischer Königinnen und Prinzessinnen überdecken. Darumhin, wie allerorten sprudeln die Cascaden und Springquelle ihre rastlos plätschernden Wasser.

Das alles — mit Ausnahme des Wunderglobus, der als Geschenk an den Zar Peter den Großen in ein russisches Lustgeschloß fortgewandert — ist noch vorhanden, doch nicht mehr in seinem Jugendglanz, sondern altersmüd, durchrunzeltem Greisengesicht ähnelnd. Manches zeigt sich wohl achtsam forterhalten, das Meiste aber in beginnendem oder in schon vorgeschrittenem Verfall. Hitze, Regen und Frost haben das Holz mit Sprüngen durchzogen, vermorscht; hie und da liegt das Standbild einer leichtgewandeten Göttin vom Sockel herabgestürzt, moosbewachsen, von Unkraut überwuchert, in einem Winkel vergessen. Die Hauptwege sind wohl noch gangbar, gesäubert und geordnet, und die Wasser rauschen wie früher, wenn auch vielfach aus zerbrochenen Röhren und verwitterten Thierrachen. Doch die Eiben-, Liguster- und Buchsbaumwandungen der Seitengänge, die verschlungenen Pfade des Irrgartens sind ausgewildert, dicht aufgeschossenes Buschwerk verrankt die ehemaligen künstlichen Durchblicke. Vielleicht

haben sich darin die Nachtigallen noch lieber und noch zahlreicher als zuvor angesiedelt, aber in der Sommernacht geht ihr tiefflötender Schlag über etwas haltlos im Versinken Begriffenes, Ueberlebtes hin. Und trotz der Bewegung, den vielfachen Stimmen, dem bunten Leben, das oft das ‚Neuwerk‘ durchwogt und durchtönt, hat es zuweilen etwas geisterhaft Anrührendes, wie das brandgelbe Sommersonnenlicht da und dort in verödeten Gängen, auf den überwehten Fußstapfen eines verklungenen Jahrhunderts liegt. Ein Traumbild, wunderlich in den hellen Tag hineinzitternd.

* * *

Da ist solch' ein heller Maitag des Jahres 1780. Vor dem Hauptportal des Gottorper Schlosses hält, mit sechs schwarzen Rappen bespannt, eine große, ganz wie aus Gold angefertigte Kutsche. Auf ihrem Bocksitz steil aufrecht ein Leibkutscher mit riesenhaftem, ihm weit über die Brust noch herabreichendem dunklem Vollbart, den ihm jedoch — in der Gegend der Ohren läßt sich's bei schärferem Hinblick wahrnehmen — nicht die Natur, sondern nur die Kunstfertigkeit eines Haarkräuslers verliehen. Aber es erhöht die Würde, dem Bewußtsein des Bartträgers selbst, wie dem Respektsgefühl der Augen, die ihn sehen. Eines der schwarzen

Pferde, das mittlere zur linken Seite, überthront ein Reiter, ein Vorreiter in Scharlachjacke mit silbernen Tressen und strohgelben Lederhosen; aus einiger Entfernung erscheint er wie ein rothberockter Affe auf dem Rücken eines Jahrmarktsbären. Zwei Lakaien in reichster Livree stehen neben dem mit einer Krone geschmückten Wagenschlag: nun reißen sie ihn hastig auf und die Dreispitze von den weißgepuderten Haarbeuteln.

Von der inneren Schloßtreppe herab taucht aus der Thür eine Tragsänfte mit purpurnem Baldachin, der eine hochgewachsene Dame von ungefähr fünfunddreißig Jahren überwölbt. Die Träger der Sänfte bewegen diese bis unmittelbar an den Wagenschlag, und so steigt die Insassin in die Kutsche hinüber, deren Sitzraum ihr Brokatreifrock überfluthet und völlig ausfüllt; sie setzt niemals anderswo als in den Lustgärten einen Fuß auf den Erdboden. Ihre Gestalt wird noch um anderthalb Schuhlängen durch die Frisur und die Bedeckung derselben erhöht. Die erstere ist „à la Flore“, das gepuderte Haar rund um den Kopf über einem Federkissen thurmartig in die Höhe gekämmt, von Blumenguirlanden umgürtet, oben mit einem seidenen Shawl ‚couvrirt‘, von farbigen Straußenfedern überwellt. Unter den Ohren sind zwei ‚getollte‘ Lockenwülste gerollt; darunter leuchtet, schneeweiß geschminkt, der etwas magere, tief

decolletirte Hals. Genau so zeigt sich bei einer Ausfahrt den Bewohnern von Versailles und Paris die Königin Marie Antoinette, das oberste, vollendetste Vorbild fürstlicher Modehoheit, die ebenfalls in ihrer mit acht Pferden bespannten Galakutsche dem König stets voranfährt.

Jetzt klappt die Wagenthür, die Peitsche knallt, der Vorreiter schnalzt, die Rappen ziehen an; im Sprung schnellen sich die beiden Lakaien auf das Trittbrett hinter der Kutsche und halten sich an den großen Silberquästen derselben. Eine Figur in Atlas und Sammet, mit einem Federbarett und silberbeknauftem Stab in der Rechten stürzt herzu. Es ist ein Vorläufer, der blitzschnell den Pferden voranstürmt. Das alles flimmert und funkelt in der Maisonne.

Ueber die südliche Brücke braust das Gespann, glitzert die vergoldete Kutsche, dann weiter auf dem Schleidamm, den Lollfuß entlang. In der stillen Straße zwischen den kleinen Häusern bleiben alle Fußgänger stehen, machen Front. Die Männer ziehen, ehrerbietigst die Köpfe niederbückend, ihre Hüte und Mützen; die Frauen knicken in tiefsten Knixen zu Boden. Steif und reglos, wie eine gefärbte Statue, sitzt die Begrüßte. Ihre Augen achten darauf, daß überall der Respekt zu unterthänigstem Ausdruck gelangt, doch kein Mienenzug ihres Gesichtes erwiedert ihn. Das eine besitzt ebenso Selbstverständliches wie das andre.

Es ist die Frau Landgräfin Louise von Hessen, die Gemahlin des auf Schloß Gottorp residirenden dänischen Statthalters der Herzogthümer Schleswig-Holstein, des Landgrafen Karl von Hessen. Doch dieser hat nur den Rang und Titel einer „Durchlaucht", und sie ist „Königliche Hoheit" als Tochter des Königs Friedrich V. von Dänemark. Darum fährt sie nie anders als sechsspännig und in goldener Kutsche, während ihr Gemahl vierspännig nachfolgt. Ueberall kommen ihr Vorrang und Vortritt vor ihm zu, und sie hält streng darauf, daß kein Verstoß in dieser Richtung geschieht; bei officiellen und hochfestlichen Anlässen ist sie auch für ihn die Königliche Hoheit. Ein Glanz — ein Abglanz sowohl des Christianborger Schlosses in Kopenhagen als Trianons — fällt von ihr auf Gottorp, in dem sie ein Hofhalt von mehr als hundert Personen, stolzbenamten Cavalieren und Ehrendamen umgiebt. Aber wie die dänische Königstochter so über das holprichte Pflaster der langen und doch winzigen und armseligen Stadt Schleswig dahinrollt, geht von ihrer goldstrahlenden Kutsche auch etwas wie von den goldenen Sonnenstrahlen aus, die mit einem wunderlich geisterhaften Licht in den halbverödeten Gängen des alten Neuwerk-Lustgartens über den Boden hinwandern. Das Ganze überzittert gleichfalls das Licht eines Traumgebildes verklingender Zeit, dessen

Flimmern und Gleißen an den Wänden ein Verblassen zu umrinnen beginnt.

* * *

So folgt der Landgraf Karl seiner hohen Gemahlin vierspännig und in weniger glanzvollem Wagen zur Ausfahrt nach. Er ist ein jüngerer Sohn des Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Cassel, des Verkäufers von zwölftausend seiner Unterthanen als Soldaten an England zum Kriege gegen die Unabhängigkeitsbestrebungen des nordamerikanischen Tochterlandes, der zur katholischen Kirche übergetreten. Der Großvater hat den Enkel deshalb, zur Erhaltung seines protestantischen Glaubens, schon als Kind an den von älterer Zeit her verwandten dänischen Hof geschickt, so daß Kopenhagen ihm zur Heimath geworden, wo er sich, erst zweiundzwanzig Jahre alt, mit der etwa um vier Jahre jüngeren Königstochter vermählt. Nun ist er seit bald anderthalb Decennien Statthalter von Schleswigholstein. Er besitzt keine Söhne, sondern nur zwei noch minderjährige Töchter, die eine später die Gemahlin des Königs Friedrichs VI. von Dänemark, die andere diejenige des Herzogs von Holstein-Beck.

Der Landgraf Karl stellt eine eigenthümlich zusammengesetzte Persönlichkeit dar. Sein Aeußeres

ist höchst einnehmend, sein Wesen ebenso gewinnend; beides hat ihn in Kopenhagen zu einem Liebling des Hofes, vor Allem der Damen gemacht. Er kann herablassend und einfach-natürlich sein, doch liegt als Grundzug in seiner Natur viel Selbstbewußtes und Vornehmes, so daß er darin seiner Gemahlin wenig nachsteht. Er ist der Fürst, und was sich um ihn befindet — außer jener — sind Unterthanen, eine Klasse von Geschöpfen andrer, niedrig gearteter Gattung. Eine persönliche Berührung zwischen ihm und einem Angehörigen bürgerlichen Standes fällt, wenigstens für gewöhnlich, nicht denkbar; dazu, wenn es erforderlich wird, sind als Zwischenglieder je nachdem seine Kavaliere, seine Räthe, seine Lakaien vorhanden. Doch vergönnt er zu Zeiten dem Volk, sich mit eignen Augen von dem Glanz der Hofhaltung zu überzeugen und daran zu erheben; wenn sich hoher fürstlicher Besuch im Schloß aufhält, darf jeder anständig gekleidete Einwohner der Stadt Schleswig einmal, der Wand entlang, durch den Speisesaal gehen und die Herrschaften an der Tafel sitzen sehn. In geistiger Beziehung bildet der Statthalter ein seltsames Gemisch. Er ist vielfach begabt, von klugem Verstand und im höchsten Maße abergläubisch und wundersüchtig; frommgläubig und eifriger Freimaurer, Philosoph und Vorstand einer Bibelgesellschaft. Alles Mystische

zieht ihn unwiderstehlich an, in ihm selbst ruhen geheimnißvoll wirkende Kräfte. Mit kurzem Wort, er ist ein Kind, ein Fürst seiner Zeit.

* * *

In dieser Zeit sitzt um einige Meilen weiter gen Süden der Schulrector von Eutin, Johann Heinrich Voß, verdeutscht den Homer und schleudert gegen die Antastung der Menschenvernunft seinen grimmigen Protest: „Wie Fritz Stolberg ein Unfreier ward!“ Ihm begegnet im Osten Immanuel Kant mit einer Kritik der reinen Vernunft, und aus der Stube des Königsberger Philosophen wirft eine neue, wissenschaftliche Weltentstehungslehre die Kinderfabel der „Genesis“ über den Haufen. Von der Mannheimer Bühne tönen die „Räuber“ und „Kabale und Liebe“ des jungen Stuttgarter Regimentsmedicus wie erste Stöße eines mächtig aufbrausenden, an den morsch krachenden Pfeilern der Vergangenheit rüttelnden Sturmes; der Kopf Goethes hebt sein Lebenswerk an, das Wiederbild des deutschen Geistes und Gemüthes, den „Faust“. In Paris zertrümmern die Encyklopädisten mit Axthieben der Erkenntniß und Sprenggeschossen des Spottes die Pfaffenarbeit von Jahrtausenden, die rostig gewordenen Fesseln des menschlichen Denkens, Irrthum und Betrug, Aberglauben

und Wahn. Es ist die Zeit des höchsten Blüthebeginns der Dichtung und des Gedankens, des Erwachens wissenschaftlichen Ergründungstriebes, der Aufklärung und Befreiung des Geistes und — der grenzenlosesten Einfalt und Verstandesbethörung.

II.

Die Frau Landgräfin dehnte ihre Spazierfahrt an jenem Maimorgen ungewöhnlich weit aus, denn er leuchtete in besonderer Schönheit. Unter dem wolkenlos blauen Himmel kam über die blaue See von Osten her der Frühlingswind Schleswig-Holsteins, doch nicht, wie zumeist, hart, als ob er mit unsichtbaren Eisnadeln beladen sei, sondern linden Anhauchs, ein Bote sommerlicher Zeit. Ueber den grünen Wintersaatkoppeln lag es gleich einem Tonnetz von Lerchengetriller; darunter taumelten sonnenfreudig goldgelbe Schmetterlinge, wohin der Blick ging. Und lichtgrün hob sich überall auch das junge Laub der Buchen in die Luft, während da und dort noch ein kahler Eichenhain, wie nicht mehr am Wiedererwachen des Lebens theilnehmend, stand.

Ihre Königliche Hoheit waren wohlwollend

gestimmt, geruhten in den Gesichtszügen eine gewisse Befriedigung durch den Maitag auszudrücken. Kleine barfüßige Kinder spielten in einer Häuserlücke des Lollfuß, haschten nach einem rothfunkelnden, erst eben aus der Puppe geschlüpften „Kleinen Fuchs“ und vergaßen darüber, vor der goldenen Kutsche eine Reverenz zu machen. Aber die Miene der Königstochter legte keinen Unwillen darüber an den Tag; ihr Kopf drehte sich sogar um einen halben Zoll seitwärts und ließ die grellblauen Augen ein paar Sekunden lang auf den flachshellen Kinderköpfen verweilen. Aus ihrem Blick sprach nur eine Verwunderung, daß es solche Geschöpfe auf dem Erdboden gebe, wie es schien, mit einer flüchtigen Frage gepaart: „Wozu?“

Nun fiel ein langer und breitwüchsiger Mannsschatten vor den schwarzen Rappen über die stille Straße. Es war der Pidder Sövenbroders, eines alten Fischers vom Holm, der wie jeder Stadtbewohner seine Kopfbedeckung, einen schmalkrämpigen Südwester, herunterzog; das machte seinen schuldigen Respektsbeweis aus, auf Weiteres an Verbeugung und Rückenkrümmung verstand er sich nicht. Sogar den „Näsenböter“, die kurze holländische Pfeife, faßte er nur mit der linken Hand am Kopfende an, doch ohne die Spitze zwischen den Zähnen herauszuziehen. Ihre Königliche Hoheit sah es reglosen Blicks; es stimmte mit der

Naturbeschaffenheit solcher Leute überein. Man konnte nicht Andres von ihnen erwarten, und gewissermaßen lag etwas Belustigendes darin, wie in dem plumpen Stumpfsinn eines Rindes, dem sich auch keine Manieren beibringen ließen.

Pidder Sövenbroder schaute kurz mit zwei silberigen Augen — Augen von dicken grauen Brauen überrahmt und einer Farbe wie Abendlicht-spiegelndes ruhiges Wasser — dem vorüberblitzenden Wagen nach; dann zogen seine breiten Lippen einmal fest an und stießen einen dick angesammelten Rauchvorrath aus dem Mundraum. Nun holte er mit der Rechten nochmals den Hut vom Kopf, da das Viergespann des Landgrafen Karl, hinter dem seiner Gemahlin dreinfolgend, vorüberschnaubte. Der Statthalter nickte ein klein wenig mit dem letzten Ende der Nasenspitze, Pidder qualmte wieder eine Ausnahmswolke durch das weiße, noch makellos erhaltene Gebiß und ging weiter.

Er befand sich auch auf einem Ausnahmsweg, mit den großen Knie-Stulpstiefeln über den Erdboden, statt mit den Rudern über die Wasserfläche fortschiebend. Aber er konnte sich, seinem Boot und den Fischen in der Schlei einen Ausruhtag vergönnen, denn er hatte für niemand auf der Welt, als für seine eigne Person zu sorgen, und dazu reichte der Vorrath in seinem Häuschen auf dem Holm aus, wohl noch bis über den Rest seiner

Lebenstage weg. Am Boden einer alten Lade hielt er manchen Speciesthaler ‚eingesackt‘ oder ‚auf die hohe Kante gestellt‘, die Ersparniß von vierzig Jahren in Wind und Wetter. So lange mochten auch schon andre Fischer auf dem Holm unverdrossen mit Netz und Stange geschafft haben, doch so weit wie er hatte es keiner gebracht. Das lag daran, Pidder Sövenbroder konnte, wie jedermann wußte, an der Stelle, wo er auswarf, die Windrichtung und Strömung machen, mit seinen Augen zehn Faden tief durch's Wasser auf den Grund hinunter sehn und die Fische drunten besprechen, daß sie still stehen und ihm eingehn mußten. Dagegen ließ sich nicht aufkommen; er hatte es noch von seiner Heimath her, von der Insel Sylt, drüben im Westen. Da gab's in den weißen Sanddünenbergen ein salziges Kraut, wenn man davon um Mitternacht während einer Mondsflut aß, so konnte man mit den Geistern der Ertrunkenen reden, die seit Jahrhunderten dort von der Nordsee angeschwemmt worden, und sie um die Mittel für all' solche Wissenschaft ausfragen. Daher stammten seine Künste und seine Speciesthaler.

Also durfte er sich wohl an dem schönen Maitag ein Vergnügen auf dem festen Lande erlauben, Verwandtschaft nordwärts von der Stadt zu besuchen. Wie alle, die ihr Lebenlang gewöhnt, im schaukelnden Boot fest zu stehn, trat er mit ziem-

lich weitgespreizten Beinen auf und ‚schlingerte‘ etwas beim Gehen. Sein Gesicht war glatt rasirt, nur von den Ohren unter dem Kinn durch zog sich ein schmaler, doch lang gehaltener, fast weißer Bartkranz, der an silberne Fischschuppen oder Flossen erinnerte und im Verein mit den Augen ihm etwas von einer halbgrotesken Erscheinung gab, wie man sie wohl dann und wann in der Mittagshitze an einsamem Uferstrand einbildnerisch aus strahlenrieselndem Wasserspiegel heraufkommen zu sehn meinen kann. Doch bei näherem Betracht waren die angewitterten Gesichtszüge eigentlich schön geformt, so daß, wenn man sie in's Weibliche, Junge und Weiche übertrug, das zarte, perlenhaft schimmernde Antlitz einer Meerjungfer draus anschauen konnte.

Pidder begab sich am Ende des Lollfuß rechts ab einen der ‚Berge‘ Caspar Dankwerths, die nördliche Hügellehne über dem Schloß Gottorp hinan. Immer so gleichmäßigen Schritts, wie das Ausgreifen eines tactfesten Ruders; man sah, der Grundzug seines Wesens war bedächtige Ruhe. Sein Weg führte ihn an der östlichen Seite des Neuwerks entlang; der riesige Herkules mit der hochgeschwungenen Keule hob sich über dem Schimmern und Flimmern der verfallenden Wunderstücke des Lustgartens, und die Wasserkünste rauschten und plätscherten. Doch bald verschwand Alles, und

frischgrünender Buchenwald nahm den weiter Wandernden auf. Finken schmetterten, ein Kukuk kreiste rufend über den hohen Kronen; durch das noch halb sonnenlichte Untergebüsch schoß überall, taumelnden Zickzackflugs, der Nagelfleck, der große braunwollige Spinnerfalter mit dem weißgestirnten blauen Augenspiegel auf den Flügeln. Der Wald lag tiefschweigend, und doch war überall darin Laut- und Lebensregung. Und man gewahrte, jede derselben, auch die leiseste und unscheinbarste, nahmen die ruhigen silbergrauen Augen, wie das Gehör Pidder Sövenbroders auf. Seine Ohren waren eigenthümlich gebildet, nicht groß, eher zum Gegentheil neigend. Doch ihre Muscheln trugen diese Bezeichnung mit noch mehr Recht, als andre; mit schöngeschweiften Rändern erinnerten sie an eine zierliche ‚Sonnenmuschel‘, wie der indische Ocean sie an seine Ufer spült.

Da drehte sich der Kopf des alten Fischers einmal, denn seitwärts von ihm knackte ein dürrer Vorjahrszweig, und auf schmalem Fußsteig kam jemand, den breiteren Weg überkreuzend, durch die Gehölzeinsamkeit daher. Eine besondere Erscheinung, der Tracht nach wie aus dem deutschen Mittelalter vor etwa drei oder vier Jahrhunderten zurückgerufen. Ein Mann, wohl nicht viel über mittlere Größe hinaus, allein dessenungeachtet hochwüchsigen Eindruck regend, kraftvoll, fast nur Schwarz und

Weiß an sich aufweisend. Denn schwarz waren sein lang, vom Hals bis nah auf die Füße herunterfallender, schaubenartiger Sammetrock, ein Barett auf dem Kopf und die wie Steinkohle im Lichteinfall glitzernden Augen; außerordentlich weiß dagegen seine Stirn, sowie die schmalen, langbefingerten Hände, und schneehell sein üppig volles Haupthaar, seine Brauen und sein spitz zugeschnittener, noch über die Mitte der Brust niederreichender Bart. Die Farbe desselben trat in einen auffälligen Gegensatz zu dem, wenn auch nicht jugendlich, doch noch kräftig-männlich erscheinenden Gesicht, nach welchem man ihn als einen beginnenden Fünfziger schätzen konnte. Ausnehmend zierliche Füße und kleine, feingebaute Ohren verliehen seinem Wesen Aristokratisches; in einer Hand hielt er ein aufgeschlagenes altes Buch mit fremdartigen Schriftzeichen und las darin.

Der Fischer kannte ihn von Aussehn, wenn auch nicht dem Namen nach, doch er wußte, es sei ein bei dem Landgrafen in höchster Gunst stehender vornehmer Herr und schon seit Jahren als beständiger Gast im Schloß. Ihm wurden besondere, beinah fürstliche Ehren auf Gottorp erwiesen; die Wache trat in's Gewehr, wenn er vorüberging, und präsentirte, wie vor dem Statthalter und seiner königlichen Gemahlin. An Sommerabenden sah man ihn öfter mit dem fürstlichen Herrn im

gondelartigen Lustboot desselben über die Schlei und das Große Noor nach Louisenlund fahren, dem Sommerlieblingssitz des Landgrafen, den dieser aus einem altverfallenen Bau neu hergerichtet, mit einem Park umgeben und nach seiner Gemahlin benannt hatte. Ein unaufhellbares Dunkel umgab in den Augen und Reden der Schleswiger den immer nächtlich schwarz gewandeten Fremden, oder vielmehr, ein geheimnißvoller Schimmer ging ihnen von seinem schneeweißen Haar und Bart aus. Doch seinen Namen wußten nur Wenige, und auch bei diesem war die niedersächsische Zunge nicht danach eingerichtet, den fremdländischen Klang richtig herauszubringen.

Er hielt jetzt den Fuß und sah, in Gedanken vertieft, Pidder Sövenbroder an. Das Gleiche that dieser, doch ohne hier seinen Südwester herunter zu ziehn; außer vor den ‚Herrschaften‘ lag es nicht in seiner Gepflogenheit, sich damit zu bemühn. So blickten sich die schwarzen und die silberig grauen Augen in dem grünen Waldlicht aus der Nähe entgegen. Beim ersten Treffen derartig, wie's eine zufällige Begegnung macht; dann indeß ward fühlbar, daß die ersteren einen Zwang auszuüben, die andern mit beherrschender Uebermacht zur Seite zu nöthigen trachteten. Aber die grauen Augen ließen nichts von einer Wirkung auf sie merken, sondern verblieben in ihrer gradausgekehrten Richtung; wie

man's heißen wollte, aufmerksam betrachtend oder ungenirt neugierig. Der Blick Ihrer Königlichen Hoheit hatte es vorhin ausgedrückt, man konnte von solchen Leuten nichts Anderes erwarten, sie waren plump glotzäugig wie das Vieh auf der Weide.

Das erkannte sichtlich auch der Weißbärtige und begleitete diese Wahrnehmung mit einem leichten, ihm reizvoll um die Lippen spielenden Lächeln, von denen die Worte kamen: „Bon jour, mon ami —“

Doch er besann sich, das war nicht die Sprache des eingeborenen niedrigen Volkes, und er fuhr in einem fremdtönigen und grammatisch ungelenken, indeß trotzdem durchaus geläufigen Deutsch fort: „Mein guter Freund, freut mich, Ihn hier zu treffen. Ich suche den Grab, soll sein in diese Gegend, von Herzog, wo hat umgebracht König, seinen Bruder, und hat nicht wollen bleiben, zu liegen todt. Weiß Er Platz, wo, zeig' mir!“

Pidders gewöhnliche Sprache war seit langen Jahren plattdeutsch, doch verstand er sich ebenso gut hochdeutsch auszudrücken, und antwortete: „Ja, wenn Ihnen das Spaß macht, kann das ja leicht angehn, denn das Loch is gar nicht weit von hier. Da kommen Sie man mit, ich geh' dicht daran vorbei.“

Es ließ sich nichts davon merken, daß Pidder Sövenbroder ein Gefühl für die Auszeichnung be=

sitze, seinen Weg in so vornehmer Begleitung fortzusetzen; seine Beine holten grad' ebenso gleichmäßig und breitspurig wie bisher aus, und der Andre folgte ihm nach. Sie gingen ungefähr zehn Minuten, dann bog der Fischer ein paar Schritte durch einen Unterholzsaum vom Weg ab und sagte hindeutend: „Da is das Loch, wo sie ihm den Pfahl durch den Leib gerammt haben — so!“ und er vollführte eine wuchtige Bewegung mit dem Arm, als ob er eine Axt in der Hand halte und einen Pflock damit in den Boden hinunterschlage.

Eine kleine versumpfte Waldstelle war's, da und dort grün bewachsen, in der Mitte blinkerte matt ein ausgerundeter Wasserfleck. Der Begleiter Pidders sah darauf nieder, blickte dann kurz in die Runde umher und äußerte: „Ah, ein Platz gutgelegen vor ein Königsgrab. Ich habe gehört, man ihn festgemacht mit ein poteau, Pfost. Merci, mon ami. Ich will Ihn nicht halten auf länger Zeit.“

Jetzt rückte Pidder ein bischen an seiner Krämpe und ging, drehte sich jedoch noch einmal, da ihm noch eine Frage nachklang: „Hat Er angesehen vielleicht, was Weg heute hat genommen Sein Durchlaucht zu sein Spazierfahrt?“

Der Fischer nickte und versetzte: „Die Kutschen sind über der Altstadt aufwärts gefahren nach

Sankt Jörgen zu und kommen wahrscheinlich hier herum zurück."

„Ah, merci — merci!" Der Antwortende winkte zweimal mit der weißen Hand, und Pidder Sövenbroder begab sich nordwärts durch den dichten Wald weiter. Seine Vermuthung hatte das Richtige getroffen; von Osten her blitzte eine halbe Stunde später die Goldkutsche Ihrer Königlichen Hoheit auf und flog wie ein riesenhafter Citronenfalter zwischen den grünen Buchenrändern des Wegs heran. Dann folgte in ziemlichem Abstand der Wagen ihres Gemahls, der, als er an den Waldeingang kam, die Rappen im Schritt gehen ließ. Die Schattenluft war nach der Fahrt in der Sonne köstlich erfrischend und ganz mit Buchfinkengejubel angefüllt; nach einer Weile gebot der Landgraf dem Kutscher sogar, zu halten. Eine Drossel schlug etwas seitab in ungewöhnlich hohen Tönen; darauf hörte er hin, er schätzte ihren Gesang besonders. Nun verstummte sie, und er gab ein Zeichen zur Weiterfahrt. Doch zugleich klang unweit zur Rechten von ihm zwischen alten grauen Stämmen hervor eine Stimme, die einige Worte in lateinischer Sprache redete, und eine andere erwiederte ebenso darauf. Einen der beiden Sprecher sah man auf ein Dutzend Schritte deutlich dastehen. Der weißbärtige Herr war's, den Pidder Sövenbroder vorhin weiter westwärts angetroffen hatte;

von dem Urheber des andern Stimmenlautes dagegen ließ sich nichts gewahren, obwohl die Bäume an dieser Stelle einen ziemlich großen offenen Raum zwischen sich hielten. Doch nun scholl es abermals vom Munde des Sichtbaren: „Vale!“ und: „Vale!“ gab der Andre aus einiger Entfernung zurück. Unverkennbar fand eine freundschaftlich-achtungsvolle Verabschiedung statt.

Der Landgraf Karl hatte eigenhändig den Wagenschlag geöffnet und rief, ein wenig zaudernden Mundes, hinüber: „Herr Graf — Sie hier? Ich bin sehr erfreut —“

Sich überrascht umwendend und ehrerbietig das Barett lüftend, kam der Angesprochene heran. „Oh, Durchlaucht — c'est moi, ich bin es — freudig erstaunt, Eure Durchlaucht hier anzutreffen.“

Der Statthalter hielt den Blick suchend zwischen die Buchenstämme hineingetaucht und entgegnete: „Mit wem sprachen Sie eben, Herr Graf? Ich sehe niemand —“

Ein Lächeln umglitt die Lippen des Befragten. „Eure Durchlaucht vermögen es nicht noch mit Ihren Augen, aber Sie werden, kommt eine Zeit, auch sehen wie ich, so gut, was sieht nur die Aug', wenn sie hat Leuchtung von innen heraus. Monsieur de Swedenborg gab mir die Ehr'; er macht ein Reis' von Stockholm nach London und weiß, ich heute Morgen hier im Wald sein. Aber er

spricht nicht, was ich, und ich kann nicht schwedische Sprach', darum wir haben gemacht unsere Conversation auf Lateinisch."

Der Landgraf hatte mit einer achtungsvoll einladenden Handbewegung den Sprecher aufgefordert, neben ihm im Wagen Platz zu nehmen, und erwiederte, etwas ungewissen Tones: „Ich glaube, es ist schon ziemlich lange, daß Herr von Swedenborg —

„Ist, was man sagt todt, ja, sieben Jahr entrückt vor gewöhnliche Menschensinne. Er ist geworden sehr charmant von Aussehen, graziös, und sehr liebenswürdig und hat mir gemacht manch' Aufschluß sehr interessant. Ein großer Geist; hat die Natur schon gemacht Deutung voraus, daß ihn auf die Welt gebracht außer der Zeit, nicht im Monat Februar, nicht im März, zwischen beid', am Tag der Geister, nennen Schalttag alle vier Jahr. Er hat mir gelehrt ein Zuthat, zu stellen her Smaragd so blau wie Ostsee, was bei mein gefehlt noch. Ich werde machen Versuch damit noch heute."

Der in die Kutsche Eingestiegene streckte die Hand in eine Tasche seines Schaubenrockes und zog ein halbes Dutzend kleiner Steine hervor, bläulich, doch undurchsichtig, mehr von Türkis- als Smaragd-Aussehn. Aus weitgeöffneten Lidern schaute der Landgraf drauf nieder, nahm einen derselben zwischen

die Fingerspitzen und betrachtete ihn mit gespanntem Blick. Rasch flog der Wagen jetzt durch den Wald, der Pferdehufschlag und das Rädergeknarr übertönten das mit gedämpften Stimmen fortgeführte Zwiegespräch. Dann fuhr einmal der Kopf des Begleiters Landgraf Karls mit einem plötzlichen Aufruck empor, und er rief dem Kutscher zu: „Halte-là! Halt' Er an!"

„Warum? Was haben Sie?" kam vom Munde des Statthalters.

Der Befragte blickte suchend umher. „Ein Rapport. Ich weiß nicht, was — muß sehn."

Er stieg aus und trat, vom Landgrafen begleitet, durch das Unterholz am Wegrand einige Schritte in den Wald hinein. Dann lag die kleine, da und dort grün bewachsene Sumpfstelle vor ihnen, ebenso wie um etwa eine Stunde früher, nur spiegelte der Wasserfleck in der Mitte gegenwärtig nicht mit einem matten Blinkern, sondern aus ihm schillerte eigenthümlich ein grün und bläulich durcheinander fließendes Licht auf und bewegte sich nach dem Herankommen der Beiden wie ein Irrwischflämmchen leicht zuckend hin und her. Durch einen Wiederglanz der Sonne konnte es nicht veranlaßt sein, denn der Sumpf lag völlig von einem hohen Buchenwipfel verschattet; jene fiel mit ihrem Strahlengewoge nur bis an den Rand der kleinen Lichtung herüber. Kurz hielt der Weiß-

bärtige den Blick auf das sonderbare Lichtspiel gerichtet, dann sagte er: „Ich nicht begreife, Durchlaucht — was ist das?“

Die Züge des Landgrafen drückten höchstes Erstaunen aus, er antwortete nur halblaut: „Hier soll der König Abel von Dänemark, der seinen Bruder ermordet hatte, begraben worden sein, weil er nach seinem Tode nicht im Sarg bleiben wollte.“

„Ah — das war's — der Rapport. Un révenant — ein ruhloser Geist. Man muß ihm verschaffen Ruh' — wenn Euer Durchlaucht geben Erlaubniß.“

Der Statthalter nickte nur unwillkürlich stumm mit dem Kopf; sein Begleiter entfernte sich einige Schritte, trat neben einen alten Buchenstamm, erhob seine eine Hand und brachte laut einige Worte in einer fremd und seltsam klingenden Sprache über die Lippen. Der Lichtschimmer in der Sumpfmitte schwankte ein paarmal stärker als zuvor auf und ab, doch bei dem letzten Wort erlosch er jählings, und der Wasserfleck lag wie jede gewöhnliche Spiegelung nur eben matt blinkernd da. Langsam schreitend kehrte der Urheber dieser Veränderung zurück und sprach ernst: „Eure Durchlaucht hat gethan ein gutes Werk, zu erlauben mir, bringen zur Ruh' den armen Geist. Ob er auch gewesen ist ein Brudermörder, er hat gehabt genug Qual in sein Gewissen, weil er gelebt, daß er ist gestraft.

Hélas, Monseigneur, — mich traurig macht das Gedanke an unwürdigen Bruder. Ich gehabt habe zwei, so traurig, daß ich ihr Namen nicht mehr gekonnt hören und seit bald zweihundert — ich meine, seit schon lange Zeit mich hab genannt nicht mehr wie sie. Plait-il à votre Altesse, daß wir gehn zurück nach dem Wagen?"

Er schlug mit sichtlich von trüber Erinnerung bewegtem Gesichtsausdruck die Richtung zur Straße wieder ein; der Landgraf folgte ihm und hielt wartend am Kutschenschlag an, als ob er von dem Gefühl bewältigt sei, seinen Gefährten zuerst einsteigen lassen zu müssen. Doch der letztere sagte, sich ehrerbietig verneigend: „Oh, nach Eurer Durchlaucht — je vous prie, Monseigneur. Ich habe nicht Verlang und Anspruch mehr auf Fürstenehr', weil ich will sein nichts, als ein Wohlthäter vor die Menschheit und ein getreuer Rathgeber und Gehülf bei meinem gnädigen Herrn und Freund."

Der Statthalter hatte merklich seit dem Weggang von dem Sumpffleck umsonst nach Worten gesucht und äußerte jetzt halb scheuen Stimmenklanges: „Eine wunderbare, — eine göttliche Macht, lieber Graf — wenn ich Sie so nennen soll —"

„Die Macht, Monseigneur, der Erkenntniß von dem großen Mysterium, welches macht begreifen Leben und Tod in der Natur. Es ist die Wissenschaft der Ober- und Unterwelt, die sind Eines und

Dasselbige, wie sie hat besessen Trismegistos, der dreimal Größte, und hinterlassen in Egypten der Weisheit von den alten Priestern vor fünftausend Jahr. Ich ihn habe nicht gekannt mehr, es ist Uebertreibung, wenn man sagt es von mir. Aber ich bin gedrungen ein in seine Lehr', als ich gelebt siebzehn Jahr in der Pyramid, er liegt begraben drin. Es sind Manche gewesen nahe dabei, zu begreifen seine Geheimniß; ich will nennen Apollonius von Thyana, der war am nächsten, mir ist nicht vorgekommen ein zweiter, wie er. Auch Albertus magnus und Basilius Valentinus, aber sie konnten nicht dringen durch zum Letzten der hermetischen Kunst, zum Stein der Weisen. Ich hab bekommen sein Macht über die Geister und das Leben, daß ich es mit mein Elixir kann machen länger, sehr lang, vielleicht daß niemals aufhört. Aber ich hab' nicht können finden aus bis heut sein groß Magisterium, zu wandeln um mit Sicherheit unedel Metall in Gold. Man sagt, daß es steh' in mein Macht — die Leut' sagen viel — aber ich kann es nicht. Es mir fehlt dazu immer noch ein Ingrediens; das, wenn ich find', ist erst die groß Geheimniß gelöst."

„Sie werden, Sie müssen es finden, ich bin überzeugt davon," versetzte der Landgraf. „Wenn es Ihnen nicht gelingt, bleibt es ewig für Menschen unlöslich."

„Oh, Monseigneur, ich Ihnen viel dankbar bin vor Ihr Glaube an mein schwache Kraft. Wenn ich werd' kommen in Besitz davon, es wird nur geschehn, weil Eure Durchlaucht mir immer flößt ein neuen Muth und unterstützt mich mit Ihrer großen Kenntniß und Rathschlag."

Der Wagen rollte nordwärts davon; bei einer Biegung des Wegs tauchte nach einer Viertelstunde das Funkeln der goldnen Kutsche wieder auf. Sie hielt still vor einem strohbedachten und moos-bewachsenen, mitten im Wald an der Landstraße nach Flensburg belegenen Hause oder Gehöft, der alten Wirthschaft ‚Ruge Krog'. Die Landgräfin war von der Fahrt durch die warme Frühlingsluft durstig geworden und verlangte ein Glas Milch zu trinken. Das ging indeß nicht ganz rasch und glatt ab; die beiden Hofmägde genirten sich, in ihren Arbeitskleidern an den Wagen der hohen Herrschaft herauszukommen, und suchten nach der Haustochter. Das Gleiche that der Krugwirth Henke Gorries und rief mit übellauniger Stimme herum: „Dörthe! Dörthe! Wo stickt de verdammte Deern? Wenn Een se brukt, is se nich da!"

Westwärts vom Hause war, offenbar auch schon aus alter Zeit, ein ziemlich großes Waldstück zu einem Küchengarten weggerodet, darin kniete die Gerufene am äußersten Rand vor einem Gemüse-beet am Boden und hörte nicht. Sie war beschäftigt,

Spargel zu stechen, hielt eine Anzahl solcher in der Linken und ein Messer in der Rechten, doch sah unthätig auf die vor ihr an einer Stelle aufgelockerte Erde nieder. Nun klang unfern hinter ihr eine Stimme: „Dorret!" ihr Kopf fuhr in die Höh und sie sah sich mit etwas verwirrten Augen um. Dann sagte sie: „Du, Onkel Pidder? Wie kommst Du hierher?"

Pidder Sövenbroder war's, der seither auf einem Fußsteig durch den Wald gekommen, sich trotz seinen Jahren behend über den Gartenzaunwall geschwungen und unbemerkt schon ein paar Minuten lang hinter der Knieenden gestanden hatte. Er antwortete: „Wollt' 'mal nach Dir sehn. Du sollst drüben was ausrichten, der Wirth ruft nach Dir. Die Gottorper Herrschaft hält vor'm Haus."

Die Bezeichnung „der Wirth" hing nicht mit der Krugwirthschaft zusammen, sondern hatte landesbräuchlich die altniedersächsische Bedeutung „der Hausherr"; auch die Kinder redeten auf dem Lande zuweilen Fremden gegenüber so von ihrem Vater. Wie Dorret Gorries jetzt aufstand, glich sie an Gestalt und Zügen ihrem vierschrötigen Vater in nichts, dagegen erkannte man auf den ersten Blick eine Verwandtschaftsähnlichkeit zwischen ihr und Pidder Sövenbroder. Er war ihrer verstorbenen Mutter ungefähr um anderthalb Jahrzehnt älterer Bruder, und ihr Gesicht gab ganz das seinige, in's

Junge, Weiche und Weibliche verwandelt zurück. Man sah's ihr gleichsam an, sie müsse die Abkömmlingin einer Gegend der Wellen und des Sandes bilden oder wenigstens ihre Mutter eine solche gewesen sein. Auch in ihren Augen lag ein silberngrauer Seeglanz, ihr sehr reichhaltiges Haar besaß etwas wellenhaft Fließendes und gemahnte in seiner eigenthümlichen Farbe zwischen Hell und Dunkel an einen von Wolkenschatten überlagerten Dünenscheitel, während drunter die ungewöhnlich hohe Stirn und das Gesicht dem im vollen Sonnenauffall weißperlenden Sandhange ähnelten; zwei kleine, reizend geformte ‚Sonnenmuscheln' bildeten die Schalter ihrer Ohren. Die Kleidung des etwa achtzehnjährigen Mädchens war die im Angler-Lande übliche der Töchter besser bemittelter Bauern, ein dunkelfarbiger, kurzer Rock aus „eigengemachtem" Zeug, ein knapp sitzendes „Spencer" und weißbauschende, bis zur Mitte des Oberarms reichende Hemdärmel. Alles sehr sauber, doch die Tracht stand nicht im Einklang mit der Natur ihrer Trägerin, war ländlich-dörflich, und Dorret Gorries gehörte unverkennbar mit ihrer ganzen Art nicht zwischen Felder, Wiesen und Wald, sondern an den weiteinsamen Meerstrand, unter windwehendes Dünengras, Wellenschaum, glitzernden Sand und weißbrüstig jagende Möven. Dazwischen in irgendeiner Gewandung, die von alledem Farben ge-

nommen hätte, konnte man sie sich vorstellen, oder auch als Meerjungfer über dem Gischtsprühen des Kamms einer heranrollenden Woge auftauchend und wieder zurücksinkend, daß der Blick nicht gewußt, ob er etwas Wirkliches oder nur ein Geschöpf der Einbildung vor sich gesehen.

Sie schlug sich nun mit der Hand den erdigen Staub vom Rock, nickte Pidder noch einmal zu und ging, dem Ruf ihres Vaters Folge zu leisten, davon. Auch ihr Gang war anders, als der sonstiger Bauerntöchter; die schmalen, bis über die Knöchel hinauf sichtbaren Füße traten weder breit unbeholfen auf, noch trippelten sie, sondern bewegten sich in zugleich sicherem und gelenkem Ausschreiten aneinander vorüber. An der Hinterthür des Hauses empfing Henke Gorries sie mit brummiger Miene: „Gau! Schall ick Di Been maken? De Hoheit töövt all; dat schall mi rech sin, wenn't en Rappelment vör Di gifft.“ Die Angefahrene nahm auf einem Teller ein Glas mit Milch aus der Hand einer der Mägde, die dazu wisperte: „Wullt Du würklich to ehr herut, Dörthe?“ Doch diese gab keine Antwort, schritt ruhig über die Diele der Vorderthür zu und weiter zum Kutschenschlag hinan. Gleichmäßig festen Schritts, ohne Furcht noch Scheu; nicht das leiseste Rütteln bewegte die Oberfläche der Milch. Es war, als ob sie etwas täglich Gewohntes ausführe, während sie es zum

erstenmal that, die Frau Landgräfin noch nie anders als aus der Weite mit Augen gesehn hatte. Hinter ihr befanden sich die übrigen Hausbewohner in verhaltener Aufregung; solche Ehre war dem Krug noch niemals widerfahren. Mägde und Knechte drückten sich, neugierig gaffend, im Hauseingang, aus dem Henke Gorries mit abgezogener Mütze und gekrümmtem Rücken hervorgetreten. Es schnaubte und dröhnte wieder von Süden her, auch der Wagen des Landgrafen kam herzu und hielt hinter der Goldkutsche an.

Einer der vom Trittbrett abgesprungenen Lakaien wollte Dorret das Glas aus der Hand nehmen, um es zu präsentiren, doch sie trat, ohne ihn zu beachten, vorüber. Nicht knixend, wie es Andre wahrscheinlich gethan hätten, sondern Kopf und Brust etwas zum Gruß verneigend; dann stand sie aufrecht, der Landgräfin das Getränk darbietend, und betrachtete diese, die das Glas an die Lippen setzte, aufmerksam mit gradaus gerichtetem Blick. Ihre Königliche Hoheit nippte nur ein wenig und sah danach verwundert das scheulos vor ihr stehende Mädchen an, dessen Augen, statt sich schüchtern vor denen der Königstochter niederzuschlagen, ruhig ihre Richtung beibehielten. Es war absonderlich, was für Geschöpfe man außerhalb des Schlosses und der Parkgärten bei einer Ausfahrt antraf, aber die hocherlauchte Frau war

heute in der Laune, sich über den mangelhaften Respectausdruck der ländlichen Unbeholfenheit und Unwissenheit zu amüsiren, und fragte:

„Weißt Du, wer ich bin?"

„Ja."

Die kurze Antwort kam laut und klar, ohne Zaudern und Verlegenheit vom Mund der Befragten, augenscheinlich der Landgräfin wider Erwarten, denn ihre Wimpern schlugen sich rasch einmal aufeinander und sie erwiederte weniger herablassend, beinah mit etwas scharfgespitzter Stimme:

„Wie heißt Du?"

„Dorret."

„Was für ein Name ist das?"

Die Befragte brauchte nicht mehr darauf zu entgegnen; unterwürfig vorgebückt trat ihr Vater herzu und sagte in Ton und Ausdrucksweise des nur ausnahmsweise mit höher gestellten Persönlichkeiten hochdeutsch redenden Plattdeutschen:

„Mit Verlaubniß, Königliche Hoheit, das is meine Tuchter; sie weiß noch garnicht, was sich vor Königliche Hoheit schickt, un macht mich oft Verdruß. Sie is Dorothea getauft, davor sagen sie bei den Friesenleuten auf Sylt, wo ihre Mutter her gewesen is, Dorret, un sie hat das so mit der urdinären Manier, daß sie sich selber auch so heißen will. Das müssen Königliche Hoheit mich nich

krumm nehmen, ich kann nix davor, denn mich is noch keinmals sulches Glück in Leben passirt, als heute, daß Königliche Hoheit in meinen Krug vorgekehrt sind."

Das war in sehr gemein klingender Sprache vorgebracht, aber der Inhalt drückte das von der Hörerin als selbstverständlich Erwartete aus, sie regte zum Zeichen ihrer Befriedigung fast unmerklich nickend die Stirn und reichte Henke Gorries das noch von ihr in der Hand behaltene Glas zurück. Danach drehte sie flüchtig noch den Blick nach dem Mädchen, das mechanisch einige Schritte zur Seite getreten war, winkte kurz dem Lakaien, der seinerseits dem Kutscher zurief, und ein Peitschenklitsch setzte die schwarzen Rappen wieder in Bewegung. Dorret stand und blickte der goldenen Kutsche wie mit Augen nach, die in die Sonne gesehn und von einem Blendungsgeflimmer übergittert sind. Was sie gethan und gesagt, hatte nichts Leisestes von Frechheit oder Ungezogenheit an sich gehabt, es war nur ein Benehmen der Königstochter gegenüber gewesen, als ob diese für sie nichts Uebermenschliches sei, vor dem man sich krümmen, zittern und zagen müsse. Einzig mit einem großblickenden Staunen hatte das Mädchen zum erstenmal auf Schrittweite vor der unnahbaren Persönlichkeit des Landes gestanden, und so stand Dorret Gorries noch, wie sich besinnend, ob sie die Insassin des

glitzernden Wagens in Wirklichkeit oder nur im Traum gesehen habe.

Nun indeß ging ihr Kopf herum, wenige Schritte von ihr hielt das Gespann des Landgrafen, und auch dieser empfand, gleich seiner Gemahlin, das Bedürfniß, sich durch einen Trunk zu erfrischen. Für das, was er statt der Milch wünschte, bediente er sich in einer Anwandlung jovialer Leutseligkeit der landbräuchlichen Bezeichnung, denn er sagte: „Du da, hast Du ein reines Wort Gottes für mich?“ Henke Gorries stürzte in's Haus und rief: „En Köben — en Köben vör Dörchlaucht!“ und kam mit einem mächtigen vollgeschenkten Glase Kornbranntweins zurück, um es in den Wagen zu reichen. Doch der Statthalter winkte: „Nein, laß Er's mir durch seine Tochter präsentiren, ich habe eben gesehn, sie muß das Serviren noch lernen.“ Es war ungewöhnlich, daß der Landgraf sich zu einer derartigen Anrede herabließ, doch die Leute vor ihm gehörten nicht dem städtischen Bürgerstande, sondern der bäurischen Landbevölkerung an, gewissermaßen einem Bestandtheil der Natur, wie Förster, Jäger, Treiber, an die ein Fürst, ohne seiner Unnahbarkeit etwas zu vergeben, einmal persönlich das Wort richten konnte. Er wandte sich jetzt gegen seinen Begleiter: „Darf ich Ihnen auch eine Erfrischung bringen lassen, Herr Graf?“ Allein dieser erwiederte lächelnd: „Eure Durchlaucht weiß,

ich nicht bedarf Speis und Trank, als Wasser, das groß Element der Lebenserneuerung in aller Naturorganisme." Der Landgraf dagegen war trotz seiner hohen Stellung auch ein nach solcher Richtung nicht heikler Sohn seiner Zeit; er nahm aus der Hand des herangetretenen Mädchens jetzt das Glas mit dem starken und wenig vornehmen Getränk, that einen herzhaften Schluck davon und gab den Rest zurück. Er befand sich merklich in angenehm erregtem Zustande, der Gemüthsverfassung, welche sonderbare Sprachweise des Landes bei einem hohen Herrn als „niederträchtig" bezeichnete, denn er nickte anerkennend: „Euer Branntewein ist von guter Sorte, ich werde Euren Krug empfehlen." Dabei musterte er das Gesicht der vor ihm Stehenden und setzte hinzu: „Du heißt Dorret, hörte ich. Warum nennst Du Dich nicht Dorothea, wie Dein Vater es wünscht? Das klingt doch hübscher und paßt besser zu Dir."

„Oder Dorette, wie man sie würde nennen in Versailles," fügte der Weißbärtige bei.

Die Rappen zogen zugleich wieder an, und der Wagen folgte dem ersten nach. Der Landgraf wiederholte: „Dorette — in der That, das klänge noch artiger; Sie treffen immer das Richtigste, lieber Graf." Er wandte noch einmal kurz zurückblickend den Kopf: „Ein ungewöhnliches Frauenzimmer, das man in einer Krugwirthschaft nicht

vermuthet und das sich noch besser in andrer Kleidung, als in der bäurischen Tracht ausnehmen müßte.“ Dann flog das Fuhrwerk rascher nordwärts den Waldweg entlang, und beinah wie von dem flüchtig vorübergehuschten Gaukelspiel eines phantastischen Mittagsgespenstes verlassen, lag die Straße vor dem Ruge Krog in ihrer vorherigen Leere da.

Doch nicht still, denn ein Hagelschlag von Scheltworten in plattdeutscher Mundart ergoß sich jetzt zwischen den Zähnen Henke Gorries’ hervor auf seine Tochter, die ihn durch ihre Dummheit, Maulflözigkeit und Steifnackigkeit bei der Königlichen Hoheit und der Durchlaucht in Ungnade gebracht habe. Man sah und hörte, er packte mit beiden Fäusten den Anlaß bei'm Schopf, einen beständig in ihm vorräthigen Grimm auf Dorret zu entladen. Sie erwiederte nichts, stand noch auf demselben Fleck und bog nur die Daumen ihrer ineinander gefalteten Hände langsam auf und ab; ihre Erscheinung machte den Eindruck einer Tauben oder völlig Geistesabwesenden. Das erboßte ihren Vater noch mehr, er griff nach einer Zaunlatte und schrie: „Mak Di inn't Hus, suß will ick Di —!“ Aber von der Ecke her fiel ihm in die Fortsetzung eine Stimme: „Höh! Höh! Wat schall de Tunsticken denn?“ Pidder Sövenbroder war's, der ebenfalls aus dem Garten herangekommen, um aus

einiger Entfernung sich den ungewöhnlichen Vorgang auf der Straße mit anzusehn. Wie Henke Gorries seiner jetzt ansichtig ward, gab's ihm einen Ruck im Arm, daß er unwillkürlich den Prügel auf den Boden fahren ließ. Aber gleich drauf schwoll's ihm in den Schläfen und er stieß aus: „Wat geiht Di dat an? Wenn De Deern mi dat mal to dull makt, smit ick se ut' Hus, nasten kann se tokiken, wo se blifft." Doch Pidder trat, ruhig einige Züge aus seinem Pfeifenstummel paffend, näher heran und erwiederte: „So gau warrd dat damit wul nich, Swager, dat beslöppst Du wul noch. Wo se hengahn schull, dat weer ja licht, denn bi mi is Platz nog, waneer se kamen will. Awer wo Du afbliwen schullst, dat weer wul leeger, denn man smitt doch keen ut'n Hus, dat em tohört. Dabi würr man sülben rutfleegen, dat weer nich klok."

Mit ruhiger Bedächtigkeit brachte der Fischer es vom Mund, doch für den Hörer sehr verständlich, auf dessen Erhitzung es wie ein kalter Wasserguß wirkte. Pidder hatte ihm in Erinnrung gerufen, daß die Mutter Dorrets die Geldsumme besessen, für welche nach ihrer Verheirathung mit Henke Gorries dieser in den Besitz des Ruge Krogs gekommen war. Allerdings dauerte es noch mehrere Jahre, bis seine Tochter volljährig wurde, aber wenn das geschah, ward sie nach dem bestehenden

Erbgesetz des Landes rechtlich zur Eigenthümerin des Gehöfts. Daran ließ sich nichts ändern, oder wenigstens mißglückte ein Versuch, den der Ergrimmte augenblicklich dazu machte, durchaus. Er antwortete, dem Vorhalt seines Schwagers Trotz bietend, etwas gedämpfter: „Wat ehr tohört, seggst Du? Dat stünn wul in Frag, wenn ick seggn wull, se hör mi nich to.“ Aber Pidder versetzte gleichmüthig: „Dat hest Du ja wußt un harrst Du seggn mußt, vör Du se op Din Nam inn't Karkenbok schriwen leetst. Denn weerst Du awer wul nich Kröger hier worrn.“ Auch darin mußte eine unanfechtbare Richtigkeit liegen, die Henke Gorries auf den Mund schlug, daß er nur noch ein paar unverständliche Töne hervorbrummte und sich danach stumm aus der ihm allzeit unangenehmen Nähe seines Schwagers wegduckte.

Wie's der Anblick Dorrets gleich vermuthen ließ, war sie nicht die Tochter dessen, von dem sie den Namen trug und der als ihr Vater galt. Sie ahnte es nicht, aber er hatte es schon vor ihrer Geburt gewußt, die fünf oder sechs Monate nach seiner Hochzeit mit ihrer Mutter stattgefunden. Es hieß, diese sei vorher mit einem jungen Schiffer ihrer Heimathinsel Sylt verheirathet gewesen, nur ein paar Wochen lang, da wär' er in einem Sturm auf der See untergegangen. So sagten sie drüben, und der neue Mann der schönen Maren sprach's

nach; ob er's geglaubt, mochte eine andre Frage sein, aber er hatte so gethan. Durch Zufall war er auf die abgelegene Insel hinübergerathen, nicht übel von Aussehn damals, doch ohne einen Schilling in der Tasche und mit noch weniger Arbeitslust in den Fingern. So paßte es ihm gut, sich von einer Frau über Wasser halten zu lassen, vor'm Altar der Keitumer Kirche eine hübsche Zahl von Bankthalern mit ihr einzuheimsen und nichts zu thun. Freilich ward ihm das Leben in dem einsam belegenen Dünenhaus, das sie ihm auch zugebracht, bald langweilig; Schankwirthschaft und lustige Gesellschaft fehlten ihm, und er war kein allzubetrübter Wittwer gewesen, als seine Frau schon nach Kurzem, kaum noch zwanzig Jahr' alt, gestorben. Da hatte er sofort, nachdem sie droben unter der alten, weithinragenden Kirche von Keitum in die Erde gelegt worden, das Haus gleichfalls zu Geld gemacht, um auf's feste Land zurückzukehren und sich, seiner Neigung gemäß, den Ruge Krog an der Straße von Schleswig nach Flensburg zu kaufen. Hier hätte niemand von seinen Vermögensverhältnissen gewußt und sich darum bekümmert; doch ihm zu schwerem Verdruß war sein Schwager ebenfalls von Sylt davongegangen und hatte sich in der Nähe auf dem Schleswiger Holm als Fischer angesiedelt. Der wußte genau, woher Gut und Geld stamme, daß es seiner

Schwestertochter als Erbtheil gehöre, und wachte fürsorglich über ihrem Aufgedeihn. Von diesem Bewußtsein, das Henke Gorries beständig mit sich herumtrug, rührte hauptsächlich sein Groll über das Vorhandensein Dorrets her. Er redete sich ein, sie falle ihm zuwider, weil sie nicht seine, sondern, Gott mochte wissen, wessen Tochter sei; aber im Grunde ließ das ihn sehr gleichgültig, er hatte es ja, wie Pidder Sövenbroder gesagt, vor seiner Heirath gewußt und diese doch geschlossen, um eben dadurch zu Vermögen zu kommen. Das jedoch bedrohte ihm nun die herannahende Mündigkeit Dorrets, und darum wuchs von Jahr zu Jahr sein Widerwille gegen sie. Zwar hatte er sie noch eine Zeitlang unter der väterlichen Macht, indeß anders für die Zukunft konnte er darin nichts machen, und einen besonderen Dorn im Auge bildete ihm die Nachbarschaft seines Schwagers, der jede Woche einmal herauskam, um „nach ihr zu sehn". Henke war in letzter Zeit ein Gedanke durch den Kopf gegangen und eben zum erstenmal vom Mund gefahren, daß sie nicht erbberechtigt sein würde, wenn er sie, seiner Ueberzeugung gemäß, für ein unrechtmäßiges, voreheliches Kind ihrer Mutter erkläre. Aber darauf hatte Pidder ihm ruhig erwidert, das hätte er eher bedenken und sie nicht als Dorret Gorries in's Kirchenbuch eintragen lassen müssen. Und wenn er dazu nicht bereitwillig

gewesen wäre, hatte der Fischer unverblümt hinzugesetzt, so würde er heute wohl schwerlich als Krugwirth hier sitzen.

Dorret war, ohne mehr von dem letzten Zwiegespräch zu vernehmen, in den Garten zurückgegangen, und ihr Onkel folgte ihr jetzt wieder dorthin nach. Er hatte ursprünglich nicht so geheißen, wie er sich gegenwärtig nannte, sondern nach friesischem Herkommen und noch fortbestehendem Brauch keinen andern Familiennamen geführt als Eggen, das hieß der Sohn Egges, seines Vaters, wie auch seine Schwester nur Maren Eggen benannt gewesen, die Tochter des Egge. Doch bei seinem Fortzug an die Schlei hatte Pidder, den hiesigen Vorschriften Folge leistend, von einer entfernten Verwandtschaft her den Geschlechtsnamen Sövenbroder angenommen und war allein mehr unter diesem, als ob er ihn von Geburt an getragen, bekannt. Die Entfernung nach Sylt hinüber betrug kaum ein Dutzend Meilen, aber es fand keinerlei Zusammenhang zwischen dort und hier statt. Die Landbevölkerung wußte zumeist kaum den Namen der abgetrennten, von einem fremdredenden Volksstamm bewohnten Insel; sie war wie eine andere Welt.

Dorret befand sich übrigens nicht im Garten, sondern hatte diesen nur durchschritten und war an seinem Ende zu ihrem Lieblingsplatz hinaufgestiegen, dem obersten Punkt eines schmalen, von

einer alten Seedüne gebildeten Hügelrückens. Er besaß nur geringe Höhe, doch hob er sich als kleiner freier Fleck grad' noch über die dichten Waldwipfel umher auf, so daß der Blick von ihm nach allen Richtungen weit in die Ferne ging. Oben war die Spitze nur mit langhalmig umliegendem Gras und ein paar jetzt weißblühenden Schlehdornsträuchern bewachsen, daneben stand Dorret in der Sonne, und der nach ihr suchende Blick Pidders sah den schlankhohen Umriß ihrer Gestalt sich gegen den Himmel abheben. Sie hielt das Gesicht nach Westen gekehrt, dorthin verschmälerte sich die Halbinsel an dieser Stelle, der Stadt Husum zu, am meisten. An den laubholzbedeckten Vordergrund schloß sich der baumlos kahle, öde Mittelgürtel des Landes aus Haide, Moor und Sand; dahinter reichten die Augen noch weiter bis über die Marschniederung fort, die von der Nordsee begrenzt ward. Man sah freilich von dieser nichts, doch man ahnte sie jenseits der unterschiedlosen Fläche am Horizont.

Keine Wolke trübte heut die unermeßliche blaue Kuppel drüber, nur an einer Stelle flimmerte es hell, einem ganz winzigen, zerflatternden Wölkchen gleich, das westher gegen das Mädchen herankam. Ein großer, weißgefiederter Wasservogel war's, von Mövenart, doch schlanker gebaut und von anderer Flugweise. Nun stieß er einen hochtönig in der Sonnenluft verhallenden Ruf aus, warf

seinen langen schwanenartigen Hals in den Nacken zurück und stieg blitzend wie eine Schneerakete senkrecht in die Höhe. Es war ein ‚Silberschnäbler‘, der von droben zugleich nach Osten und Westen über die Meeresweiten hinaussah. Dorret Gorries machte plötzlich eine absondere Bewegung, ihre Schultern und Oberarme hoben und senkten sich ein paarmal, wie die Flügel eines noch unflüggen Vogels, der sich vergeblich aufzuschwingen sucht; dann stand sie wieder regungslos wie zuvor. Da sagte Pidder Sövenbroder hinter ihr, nach dem weißen Geglimmer in der Luft empordeutend: „Der hört nich hierher an die Ostsee, kommt bloß zum Besuch von der Westsee herüber, wo er zu Haus is.“

Der Fischer hatte mit seiner Schwestertochter von ihrer frühesten Kindheit auf immer nur hochdeutsch gesprochen und als Friese selbst erst in späteren Jahren das Plattdeutsche gelernt. Dorret kannte dies natürlich ebenfalls, doch es stand ihr fremd im Mund, und sie redete es nur widerwillig; mit ihrem Onkel sprach auch sie stets hochdeutsch, und obwohl sie kein Friesisch verstand, es kaum je gehört hatte, lag's doch manchmal wie ein Anklang daran in dem Tonfall ihrer deutschen Worte. Sie erwiderte nichts auf die Bemerkung Pidders, nickte nur einmal mit dem Kopf. Doch nun streckte sie hastig die Hand aus und wies nach Nordwesten hinüber.

Dort ging Sonderbares vor. Am Horizontrand hob sich etwas grau durcheinanderrinnend auf, rückte ein paar Fußlängen empor und lagerte sich dann, feste Gestalt annehmend, weitgestreckt in der Luft. Ein Landstrich, der in dieser schwamm, eine schmale, lange Insel; schattenhaft zerfloß auf ihr nach hinten eine zusammengereihte Kette kleiner runder Bergkuppen, vorn gewahrte man auf einer Bodenanhöhung deutlich einen dunklen, hohen, von einer Dachhaube überdeckten Thurm. Nichts Wirkliches war's, nur eine täuschende Luftspiegelung, eine Fata Morgana, von absonderlicher Lichtbrechung unter dem Horizont heraufgeholt und über ihn hingestellt. Dorret kannte es, hatte es schon öfter so gesehn; großaufgeweiteten Auges blickte sie hinüber und mit geöffneten Lippen, als athme ihre Brust etwas von dorther sie Anwehendes ein. Um dieser Täuschung willen stand sie am liebsten hier oben; höchstes Glück war's ihr, wenn nach wochen-, vielleicht monatelangem Warten das trügerische Bild sich einmal drüben aufhob, doch ein Schauer überlief sie stets aus dem Anblick und durchrüttelte ihr mit einem Zittern den ganzen Körper, wie jetzt.

Auch Pidder Sövenbroder sah achtsam gespannten Blicks hinüber und sagte: „Ja, das kommt so und geht, als wie Lachen und Glück. Die sind auch bloß 'mal da und dann wieder weg, als

wär's nix gewesen, bloß Dunst und Luft. Ja, das is Sylt, da vorn das is die Kirche von Keitum —"

Er nickte einmal mit dem Kopf und faßte danach Dorrets Hand. Es war ihm nicht recht, wenn sie, wie's manchmal geschah, von diesem Zittern überfallen wurde, und er fuhr fort: „Komm, wir wollen uns hier ein bischen in der Sonne hinsetzen, das thut dem Menschen gut. Ich hab' Dir was mitgebracht, wie's die Mädchen gern haben."

Gegen ihr halbes Sträuben zog er sie auf den warmen Grasboden herunter und etwas in Papier Eingewickeltes aus der Brusttasche seines dicken Schifferwammses; er kam fast niemals heraus, ohne Dorret irgend ein kleines Geschenk mitzubringen, dazu hatte er ja die Speciesthaler in der Lade. Und ein solcher war's diesmal, ein noch nicht im Umlauf gewesener, ganz nagelneu von Blankheit funkelnd, die größe Silbermünze des Landes, in Kopenhagen gefertigt, zwei Bankthalern an Werth gleich; der Name stammte von der ‚species', dem aufgeprägten Brustbilde der Landesherren, der dänischen Könige. Dies Doppelthalerstück zeigte in vortrefflicher Wiedergabe einen Kopf von hochstirnig eigenartiger, doch sehr anziehender Bildung; der Fischer hatte vom Goldschmied eine Oese an den Rand der Münze löthen lassen, so daß

sie wie eine Medaille, der sie gleichsah, an einer Schnur um den Hals getragen werden konnte. Dorret warf nur einen flüchtig-gleichgültigen Blick nieder, aber ihr Onkel ging merkbar darauf aus, ihre Augen und Gedanken von dem Fata Morgana-Bild am westlichen Horizont abzuziehn, und er deutete ihr hin: „Ich hab' ihn aufgehoben, weil er so blank war, um ihn Dir so zurecht machen zu lassen. Kannst Du lesen, was herumsteht?" Das Mädchen hatte auf Betreiben Pidders für die Zeit guten Schulunterricht bis zur Confirmation in der Stadt gehabt, sie kam seinem Wunsche nach und buchstabirte: „Friedrich V. von Gottes Gnaden König von Dänemark." Es war ein Species aus der Zeit des vorletzten, seit dreizehn Jahren erst dreiundvierzig Jahre alt gestorbenen Königs; jetzt regierte sein ältester Sohn Christian VII., doch nur dem Namen nach, denn für den schon seit Langem Schwachsinnigen führten seine Stiefmutter und sein Stiefbruder in ränkevoll-herrschsüchtiger Weise das Regiment. Dorret hatte den Kopf wieder zum Hinüberschauen nach dem Horizont aufgerichtet, allein Pidder Sövenbroder lenkte ihr abermals den Blick mit der Frage herunter: „Hast Du nich schon 'mal was Aehnliches von Gesicht gesehn?" Da sie stumm den Kopf schüttelte, fügte er nach: „Du hast es erst eben gethan; freilich sieht die Tochter dem Vater nicht sehr gleich und is es

sonst wohl noch weniger, das schlägt ja oft mehr nach der Mutter. Aber die hohe Stirn wenigstens hat sie auch von ihm, die war, wie man sie bloß selten zu sehen kriegt.“

Nun kam's Dorret zum Verständniß, das Brustbild auf dem Speciesthaler stelle den Vater der Königstochter dar, neben deren Wagen sie vor einer Viertelstunde gestanden, und ihr erwachte plötzlich jetzt ein Interesse an dem blinkenden Silberstück, so daß sie, den Kopf bückend, aufmerksam die Augen darauf richtete, um die Aehnlichkeit, von der ihr Onkel gesprochen, herauszusuchen. Es war hohe Mittagszeit geworden und der Silberschnäbler spurlos im Blau verschwunden; nur der Kukuk kreiste noch rufend um, und ein Citronenfalter kam, das Haar Dorret Gorries' umflatternd, gegaukelt, daß es sich ausnahm, als ziehe er einen Goldreif darumher. Sonst lag Alles reglos in warmer Stille; nordwärts vom Rugen Krog hatten das schwarze Sechs- und Viergespann sich gewendet, um auf einer andren, durch den Garten des Neuwerk führenden Straße nach Gottorp zurückzukehren. Bald rollte die glitzernde Goldkutsche über den nördlichen Brückendamm auf den Schloßplatz; Rufe tönten, die Wache trat in's Gewehr; mit dem Degen salutirend, ließ der junge adelige Offizier Cay Sehestedte präsentiren, und Trommelschlag wirbelte. Es war hoher Besuch eingetroffen, die

Gemahlin des Herzogs Friedrich Christian von Sonderburg-Augustenburg, eine Verwandte der Frau Landgräfin. Sie empfing Ihre Königliche Hoheit vor dem Schloßportal, dann kam der zweite Wagen heran; aussteigend begrüßte der Landgraf Karl sie und stellte seinen ihm nachgefolgten weißbärtigen Begleiter vor: „Monsieur le comte de Saint-Germain“. Durch die Augen der Herzogin ging es mit einem Ausdruck scheuen Staunens, und sie knixte in ihrem rundum ellenweit vom Körper abbauschenden Reifrock vor dem ihr Präsentirten wie vor einer hohen fürstlichen Persönlichkeit zurück.

III.

Der Graf Joseph Maria von Saint-Germain bildete eines der geheimnißvollsten Räthsel seiner Zeit. Er kannte ganz Europa, und ganz Europa hatte ihn unter wechselnden Namen kennen gelernt. Portugal als „Marquis d'Aymar", Spanien als „Marquis de Belmar". In Rom hatte er sich „Marquis de Montferrat" benannt, in Venedig ‚comte de Bellamare', in Genua ‚Graf Soltikow', in Mailand Chevalier Welldone', in Pisa ‚Herr von Schöning', in Schwabach ‚Graf Racoczi'; doch seit langen Jahren führte er jetzt ausschließlich den Namen ‚Graf von Saint-Germain'. Gleich allen übrigen war dieser ein angenommener; man wußte aus Andeutungen, die ihm hin und wieder entfallen, daß er von seiner Geburt einen höheren, fürstlichen Rang getragen, doch denselben um zweier un-

würdiger Brüder willen abgelegt, die er vergeblich zu einer edleren Lebensführung aufzuheben gesucht. Deshalb habe er sich später Saint-Germain genannt; das bedeute: ‚le Saint des frères‘ (germains, germanorum), den „sittlich Reinen der Brüder“.

Ueber seine Abstammung, sein Vaterland und sein Lebensalter gab er keine Auskunft, und seine Sprache ließ auf die ersteren nicht schließen. Er redete, außer dem Arabischen, das allerdings nach ebenfalls hie und da ihm entfallenen Andeutungen als seine Muttersprache erschien, gleich tadellos spanisch, portugiesisch und italienisch, das Französische mit einem leichten piemontesischen Anklang, in flüssiger, wenn auch ungrammatikalischer Weise englisch und deutsch. Hinsichtlich seiner Jahre sprach er oft aus, daß er weit älter sei, als er dem Blick vorkomme, doch unterrichtete er Niemanden über seine wirkliche Geburtszeit und begleitete etwaige in seiner Gegenwart darüber ausgetauschte Muthmaßungen gemeiniglich mit einem Lächeln, das unbestimmt beließ, ob es Ablehnung oder Zustimmung ausdrücke. Im Gespräch indeß, in der Erzählung, die er mit vollendeter Meisterschaft lebendiger Darstellung beherrschte, entglitt ihm ab und zu eine Aeußerung, welche, gleich der ganzen Schilderung, den Eindruck hervorrief, daß er persönlich bei dem berichteten, fernzeitig entlegenen Vorgang zugegen gewesen sein müsse. Und es gab

in verschiedenen Ländern mehrere im höchsterreichbaren Greisenalter stehende Männer von Rang und Namen, die sich deutlich entsannen, ihn in ihrer Kindheit von gleichem Aussehn wie um ein halbes Jahrhundert später angetroffen zu haben.

Daß er ein Mittel besitze, sein Leben, sowie unter bedingenden Umständen ebenso dasjenige Anderer ungewöhnlich zu verlängern, leugnete er auch durchaus nicht. Er beherrschte nach seiner Aussage eine magisch-alchemistische Wissenschaft, die der Weisheit der altegyptischen Priester entstammte und von diesen auf die Tempelherren übergegangen war. Die Ersteren hatten ihr Geheimniß in den Pyramiden verborgen, danach ein Großmeister der Malteser Ordensritter es mit sich in den Sarg genommen und der Graf Saint-Germain es auf seinen weiten, vieljährigen Reisen im Orient, Palästina, China, Indien und am Nil an beiden Orten aufgefunden und ergänzt. So war er in den Besitz der seit Jahrhunderten von Tausenden vergeblich anstrebten Kunst gelangt, die ‚materia prima', das ‚rothe Pulver' und durch dieses sein Lebenselixir, die ächte Panacee, herzustellen, von deren Entdeckungsmöglichkeit schon die alten Griechen eine Ahnung besessen und sie in ihren mythischen Vorstellungen πανάκεια, die Alles — auch den Tod — Heilende, benannt gehabt.

Unzweifelhaft war er Inhaber ausnehmender,

in der Zeit nur bei höchst Wenigen sonst vorhandener physikalischer und chemischer Kenntnisse und gebot über manche erstaunliche Fähigkeiten. Er besaß ein so unglaubliches Gedächtniß, daß er eine ihm einmal vorgesprochene Reihe von tausend Zahlen zu wiederholen, sowie ganze Bücher Wort für Wort auswendig herzusagen vermochte; mit der rechten und mit der linken Hand konnte er zugleich dergestalt schreiben, daß man die beiden Handschriften nicht unterschied. Aus denjenigen Anderer wußte er überraschend zutreffende Folgerungen auf den Charakter und die Lebensstellung der Urheber zu ziehen. Von höchster musikalischer Begabung, bezauberte er durch sein Geigenspiel nicht nur Menschen, sondern auch Thiere und führte hinter einem Schirm den Bogen in räthselhafter Weise, daß die Zuhörer ein zusammenklingendes Concert verschiedener Instrumente zu vernehmen glaubten. Nicht minder hervorragend zeigte er sich als Maler, besonders in der Wiedergabe von Stoffen; man rühmte ihm nach, er wisse Sammet weicher als Jan Breughel, Atlas glanzvoller als Terburg und Netscher darzustellen, Juwelen so täuschend nachzuahmen, daß sie wirkliches Feuer auszustrahlen schienen. Als ein unübertroffener Meister des Schachspiels zuckte er geringschätzig über den Musiker André Philidor, der um die Mitte des Jahrhunderts den Ruhm des ersten Schachkünstlers

Europas zu erringen begonnen, die Achsel und bewies, daß er dazu berechtigt sei; mit der nämlichen Sicherheit beherrschte er jedes andre Spiel, auch das des Lotto und des Pharao. Man sagte, daß er häufig die Bank gesprengt und daß die Marquise de Montespan, die Geliebte König Ludwigs XIV., ihm vergeblich für das Geheimniß seiner Berechnungen fünf Millionen Lire — und einen noch anderen Preis dazu — geboten habe.

Er bedurfte keiner Nahrungsmittel, Niemand hatte ihn je eine Speise zu sich nehmen gesehen; mit Andern bei Tische sitzend, ließ er Alles an sich vorübergehn, betheiligte sich nur durch lebhafte Unterhaltung an der gesellschaftlichen Vereinigung. Da er auch über das Geheimniß verfügte, auf alchemistischem Wege Edelsteine herzustellen, besaß er einen ungeheuren Reichthum an solchen; ein Sachkundiger, dem er dieselben in Paris gezeigt, erklärte, daß er nie Aehnliches gewahrt, die Schätze der Wunderlampe Aladdins zu erblicken geglaubt habe. Seine Geldmittel erschienen unbeschränkt, obwohl die Quellen derselben vollständig unermittelbar blieben. Man hatte ihn eines Tages in Piemont für einen Betrüger gehalten und eines hohen Wechsels halber verhaftet, doch er beglich seine Schuld von hunderttausend Thalern augenblicklich in zweifellos ächten Banknoten und nahm lächelnd und achselzuckend die Entschuldigungen der bestürzten

Behörde entgegen. Im Haag hatte er einen von ihm angefertigten Diamanten für die Summe von sechstausend Louisd'or veräußert und einen zweiten gleicher Art zum Zweck der Belustigung des französischen Gesandten, des Grafen d'Affry, zu Staub zertrümmert.

Es gab nur wenige Fürsten, zu denen er nicht persönlich in Beziehung gestanden. An den größten Höfen Europas hatte er als hochangesehener Gast dauernd verweilt, mit dem Kaiser Franz I. alchemistische Studien betrieben. Er war geheimer Gesandter Königs Ludwig XV. von Frankreich im Haag zu einer Friedensvermittelung mit Preußen gewesen, und der dortige sächsische Resident berichtete im Jahre 1760 über ihn in einer Depesche nach Dresden in überschwenglichen Ausdrücken scheu ehrerbietiger Bewunderung seiner Alles übertreffenden Kenntnisse, seiner Staunen erregenden Reichthümer, seines zum mindesten auf ein Jahrhundert zu bemessenden Lebensalters, obwohl er den Eindruck eines Vierzigers hervorrufe. In Petersburg hatte er dem Umsturz seine Beihülfe geliehn, der die Zarin Katharina II. auf den Thron gebracht, und war von dieser zum russischen Feldmarschall ernannt worden. In der Uniform eines solchen als Graf Soltikow zu Livorno auftretend, war ihm dort zu allgemeinstem Erstaunen der wegen seines aristokratischen Ueberhochmuths verrufene Graf Alexis

Orloff, der berühmte Sieger von Tschesme, mit höchster Auszeichnung und Ergebenheit begegnet, hatte ihn in einem Empfehlungsschreiben an seinen Bruder „seinen vertrautesten Freund“ benannt, „un homme qui a joué un grand rôle dans notre révolution“. In besonderster Gunst war er bei der Marquise de Pompadour und bei Ludwig XV. gewesen, dem er durch Erbauung eigenartig construirter großer Flachboote einen vom Tode des Königs vereitelten Lieblingswunsch zu erfüllen getrachtet, eine Armee über den Kanal zu führen und England auf seinem eigenen Boden anzugreifen. Um die Mitte der siebziger Jahre hatte ihn intime Freundschaft mit dem Markgrafen Carl Alexander von Anspach-Baireuth verbunden, der ihn auf sein Lustschloß nach Triersdorf eingeladen, das der Graf Saint-Germain geraume Zeitlang allein mit der schönen Geliebten des Markgrafen, der berühmten Schauspielerin Hippolyte Clairon, bewohnt hatte. In Paris bezeichnete man ihn allgemein als „un prodige“ — „une merveille“; ein Brief Voltaire's an Friedrich den Großen über ihn enthielt die Mittheilung: „Saint Germain on dit a soupé autrefois dans la ville de Trente avec les pères du concile. C'est un homme qui ne meurt point et qui sait tout.“

Dabei schien nicht anzuzweifeln, jede Nachricht stimmte darin überein: Er trachtete nicht nach

irdischem Rang und Größe. Sie reizten ihn nicht; wo sie ihm geboten, gewissermaßen aufgenöthigt wurden, nahm er sie aus höflicher Rücksicht an, ohne von ihnen zu reden und Gebrauch zu machen. Er befand sich über derartigen Auszeichnungen; sie konnten seinem Leben, seinen Bestrebungen keinen bereichernden Werth verleihen, die sich einzig auf Vermehrung und Erhöhung der Glückseligkeit der Menschheit richteten.

So stand der Graf von Saint-Germain, in geheimnißvolle Schleier eingehüllt, seit ungefähr einem halben Jahrhundert unter seinen Mitlebenden, für jeden ein Räthsel bezüglich seines Ursprungs, seines Alters, seiner übernatürlichen Kräfte; wohin er kam, ein Gegenstand der bewundernden Scheu, der Ehrerbietung- und Furcht-Einflößung. Nun verweilte er seit bald vier Jahren auf Gottorp als Gast des Statthalters und Landgrafen Karl von Hessen, der vielleicht von allen Fürsten der Zeit den unwiderstehlichsten Drang zur Erforschung und Selbsterlangung geheimer Naturkräfte in sich trug und in einem unterirdischen Gemache des alten Thurms von Louisenlund ein Laboratorium eingerichtet hatte, in welchem er oft nächtlicher Weile zusammen mit dem Grafen lange Stunden an der Entdeckung des Steines der Weisen arbeitete, der wundersamen Materie, durch deren Beimischung sich Zinn, Blei und Kupfer in echtes

Gold umwandelte. Es waren sehr kostspielige Versuche, die vorderhand in ihren Schmelzessen, Pfannen, Tiegeln und Retorten selbst sehr viel von dem echten Gold aus dem Kassenschrank des Landgrafen verschlangen und in Rauch aufgehn ließen, aber er fühlte, und sein in der Tiefe der Naturgewalten erfahrener Beihelfer bestätigte es ihm, daß sie langsam, Schritt um Schritt, dem großen Endziel näher gelangten, welches ihnen den höchsten Rang unter den Alchemisten und den Wohlthätern der Menschheit verhieß.

* * *

Die Vögel sangen, die Wasser sprangen, vielfältige Stimmen klangen. Im Gottorper Schlosse hatte große Tafel stattgefunden, und die vornehme Gesellschaft bewegte sich, gesättigt und von vorzüglichen Weinen heiter angeregt, nach der alten Vorschrift „Post coenam stabis aut passus mille meabis!“ langsam in den Gängen des Neuwerks durcheinander oder stand in Gruppen zusammen. Viel an hohem Rang, Staatswürden und klangvollen Landesnamen, an jungem Cavalierthum und jugendlich weiblicher Schönheit, Alles in der Galatracht der Zeit, die Damen in höchster jemals erreichter Unnatur der Reifrockroben und Thurmfrisuren, die Herren wenigstens noch menschliche

Gestalt darbietend, verschieden gewandet. Hier ausgeschweifte, dort mehr abgerundete langschößige Röcke mit breiten Aermelaufschlägen und gewaltigen Metallknöpfen; dazwischen ein neumodischer „Redingote à la Washington“, unter ihm eine Weste mit goldener Quaste à la turque. Sonst zumeist lange, gold- und silberbestickte Schooßwesten, Batist-Jabots, Atlas-Kniehosen, seidene Strümpfe, Schuhe mit blitzenden Agraffen. Die Hand spielt mit dem Gefäß des zierlichen Galanterie-Degens, hier und da bedeckt den Kopf ein Dreispitz; aber die Mehrzahl trägt diesen in der Hand, unter'm Arm und geht barhäuptig mit kurzem Haarbeutel oder langhängendem steifem Zopf, den oft eine mächtige Bandschleife umflattert. Doch Alles sorglichst grau oder weiß gepudert; nur ganz vereinzelt mischt sich auf dem Scheitel eines sehr alten Herrn noch eine blonde, braune oder schwarze Allonge-Perücke ein, mit den geringelten Locken über die Schulter herabfallend. Man lächelt zu einem mot d'esprit hinter seinem Rücken, man begreift solche Geschmacklosigkeit nicht und nennt den Träger ein komisches Original.

Auch Ihre Königliche Hoheit berührte heute den Erdboden mit ihren Füßen oder hatte es, aus ihrer Tragsänfte absteigend, ein Viertelstündchen lang gethan. Jetzt ruhte sie von dieser ungewohnten Anstrengung in einem vergoldeten Armsessel auf

terrassenartig breithingestreckter Sandsteinplatte neben einer weißquirlenden Cascade aus. Die Luft war noch nicht so sommerhaft, um zum Sitzen den Baumschatten aufsuchen zu lassen, doch andrerseits fielen die Goldstrahlen der Maisonne zu heiß herunter, als daß nicht für den Teint ein Schutz gegen sie nöthig gewesen wäre. So hielten zwei Leiblakaien in silberbetreßten Röcken einen gewaltigen purpurfarbigen Schirm über dem Sessel ausgespannt und rückten mit ihm jede Minute achtsam um eine Linie gegen Westen vor, damit kein vorwitziger Strahl eine Gelegenheit benutze, das Gesicht oder eine Hand der Frau Landgräfin zu incommodiren.

Diese selbst bildete eine andere Sonne, um deren Stand oder vielmehr Sitz sich die ihrer Gnadennähe am meisten würdigen, höchstbenannten und -betitelten Persönlichkeiten der Gesellschaft angesammelt hielten. Unter denselben befand sich auch der Graf von Saint-Germain, der in seiner Schaubengewandung sehr schlicht und dunkel von dem prächtig kostümirten Kreise abstach. Er besaß Hofkleider, aus früherer Zeit, in unzähliger Menge, doch er legte sie nie mehr an. Einer der am eleganteſten gekleideten Höflinge, der ihn vor einiger Zeit bei der Tafel laut deshalb befragt, hatte die Antwort von ihm erhalten: „Sind Sie geworden ein Anderer, wenn Sie tragen an sich ein anderes Kleid? Wenn Sie werden dazu durch das Kleid,

mir scheint, Ihren Werth kann verbessern der tailleur. Wenn Sie haben selber Werth in sich, warum Sie wollen ihn machen kleiner, daß man soll sehen auf Ihr Kleid? Was ich hab' gelernt kennen an großen Menschen, hatte bestickt mit Gold den Geist, nicht den Rock. Ob ihn trug von weißer Farb' Sokrates, oder von schwarzer Erasmus Rotterdamus und Michaelus Nostradamus, sie sind geblieben am Leben im Menschengedächtniß noch heut. Aber die gehabt haben viel, die gelebt mit ihnen zu gleicher Zeit und sich meinten groß wegen ihr kostbar Kleid, keiner weiß mehr ihr' Namen. Sie gewesen sind Vögel in bunt Gefieder ohne Gesang; man sieht nach ein Augenblick, wenn sie fliegen vorbei. Doch es bleiben stehn immer und für lang die Leute, um anzuhören, wenn singt die Nachtigall und die Schwarzdrossel in ihr unscheinbares Kleid."

Dem Höfling war danach der Anreiz vergangen, eine weitere Aeußerung über die stets gleiche Tracht des Grafen von Saint-Germain kundzugeben, wie überhaupt Keiner, der einmal einen ähnlichen Versuch gemacht hatte, nach der empfangenen Antwort zu einer Wiederholung Lust empfand. Gegenwärtig aber erwiderte Jener auf eine Anfrage anderer Art. Die Herzogin von Augustenburg, welche Scheu getragen, sich selbst mit einem Ansinnen an ihn zu wenden, hatte ihm

durch die Frau Landgräfin den Wunsch aussprechen lassen, etwas über seine Kindheit von ihm zu hören, und er richtete seine Entgegnung an die Letztere: „Si votre Altesse royale veut savoir de mon bas âge heureux“ — er sprach französisch fort, in der Mitte eines um ihn versammelten, gespannt aufhorchenden Kreises stehend:

„Hélas, meine Erinnerung hat nicht viel von meinen frühesten Tagen bewahrt, sie sind mir wie ein Traum, der im Morgenlicht noch vor dem Aufgewachten dasteht, daß er die Hand nach seinen Bildern ausstrecken zu können meint; aber wie er sie fassen will, weichen sie zurück und fließen aus einander. Wie immerwährender Sommer liegt es um mich mit linder, von köstlichen Blüthendüften angefüllter Luft. Ich bin ganz niedrig noch am Boden, doch meine Augen sehen Alles, wie es kommt und vorübergeht. Jetzt weit in die Ferne, unendlich, bis dahin, wo der Himmel niedersteigt, und auch so blau wie er, — das Meer, — und ich fühle zum ersten Mal das Erhabene: das große Geheimniß des Weltalls will zu mir reden. Aber nun sind weiße Berge da, hoch wie Wolken; Nebel ziehen glänzend um ihre Häupter; mir ist's, daß ich Riesengestalten in ihnen unterscheide, herrlich und furchtbar, sie lächeln und drohen mir. Darunter im Thal funkelt es von hundertfarbiger Pracht, Blumen wie Gold, Rubin, Saphir, Sma=

ragd; dann liegt Alles, wie zu Opal umgewandelt, im Mondglanz. Ueberall befinden sich hohe, weit über mir aufragende Menschengestalten um mich, in fremdartiger, vielfarbiger Tracht: ich glaube, zumeist die nämlichen, die mich stets hierhin und dorthin begleiten. Männer mit ernsten Zügen und sonderbar geformten, von Gestein blitzenden Waffen am Gürtelgehenk; bei ihnen schöne, schlanke Frauen, alle anders gewandet und von dunklerer Gesichtsfarbe, als hier, auch als in Frankreich und Italien. Eine will mich in den Armen aufheben und mich küssen, doch mir kommt vor, es wird ihr verwehrt. Da ist eine Stelle, wo sie am deutlichsten vor mir sind, eine weiße Terrasse. Ihr Marmor flammt mit tausend kleinen glitzernden Punkten in der Sonne; ich laufe von einem zum andern, und mein Schatten läuft neben mir. Wie ich aufblicke, bin ich unter mächtigen Säulen, wie in einem Wald, und weiße Standbilder von Thieren und Menschen sehen auf mich herunter. Eines, däucht mich, hat Aehnlichkeit mit einem sehr hohen, lebendigen Manne, zu dem ich schon öfter gekommen, — nur ist dies Marmorbild weiß, und er trägt einen langen Mantel von der Farbe der Granatapfelblüthe, — so scheint's mir in der Erinnerung. Hélas, da schwanken die Säulen mir vor dem Blick, Berge und See, Sonne und Menschen und mit ihnen auch meine Erinnerung selbst,

daß ich mir von Allem nicht zu sagen weiß, ob es ein wunderbarer Kindheitstraum gewesen oder Wirklichkeit."

Der Erzähler schwieg, mit der Hand über die Stirn gleitend, während die Zuhörer noch stumm den in der sonnigen Luft verklungenen Worten nachhorchten. Er hatte mit manchmal traumhaft klingender Stimme und doch mit einer die Einbildung erfassenden, überwältigenden Lebendigkeit gesprochen, daß Jeder die von ihm geschilderten Dinge leibhaft vor sich zu sehen vermeinte. Nur der Landgraf flüsterte einem neben ihm Stehenden in's Ohr: „Allerdings hat er das als ganz kleines Kind in Wirklichkeit gesehen, denn die Säulen, Statuen und Thiergestalten sind ohne Frage die wundergleichen Marmor-Säulen, Standbilder und Löwen der Alhambra gewesen. Nach anderen Mittheilungen von ihm, die ich in geschichtliche Uebereinstimmung gebracht, bleibt mir kein Zweifel, daß er entweder ein Sohn Mohammeds Abu Abdallah al Zagal oder des Bruders desselben, Abu Abdilafi, des Boabdil ist, des letzten Königs von Granada, und von seinem Vater getrennt worden, als dieser vor der Uebermacht Ferdinands und Isabellas aus dem eroberten Maurenreich nach Afrika flüchten mußte. Da beginnt eben Alles ihm durch einander zu schwanken, und das Kindergedächtniß verläßt ihn. Ich will den Anlaß doch benutzen, eine Frage

an ihn zu stellen, über die ich mir schon länger Auskunft gewünscht habe."

Der Landgraf näherte sich dem Beredeten und sprach ihn laut an: „Würde es keine Pflicht der Geheimhaltung verletzen, Herr Graf, wenn ich Sie um eine Beantwortung bäte, ob die Mittheilung in den Essays de Monsieur Michel de Montaigne auf Wahrheit beruht, daß Sie später in der Stadt Vitry an der Marne als —"

Der Sprecher hielt ein wenig, wie zweifelnd, ob er fortfahren solle, an, und der Befragte ergänzte lächelnd: „Als ein Mädchen aufgewachsen, — oder auferzogen sei, meint Eure Durchlaucht? Ja, Monsieur de Montaigne hat es von mir gesagt; ich weiß nicht, woher er es erfahren, denn von mir selbst ist er nicht darüber unterrichtet worden. Er behauptet, daß ich damals kein Knabe gewesen und zwanzig Jahre lang den Namen Maria getragen, — oh, es ist wohl der schönste Name, den die Menschheit besitzt, mit dem ihr Glaube das Höchste ihrer Vorstellung benannt hat. Es hat mich immer beglückt und erhoben, daß man mir diesen Namen beigelegt, und es klingt mir kein anderer auf der Welt so wohllautend, so holdselig, ich möchte sagen, wie heimathlich vertraut im Ohr. So viel ich kennen gelernt, ist es sonst nur einmal geschehen, daß ein Mensch in seinem Leben Mann und Weib gewesen, Teiresias, der große Wahr-

sager, den sie damals in Böotia im siebenthorigen Thebai den Mantis benannten und seine Tochter nach ihm Manto, die Seherin; freilich sie durch einen Namen mit der Aphrodite in Vergleich zu bringen, hätte der Wirklichkeit ihrer Erscheinung nicht wohl entsprochen. Eure Durchlaucht erinnern Sich des Anlasses, durch den Teiresias in seiner Jugend zum Weibe verwandelt wurde, — die Gegenwart der Damen verbietet ein näheres Eingehen darauf, — und sieben Jahre hindurch so verblieb, bis er wieder zum Manne ward. Auch er erreichte ein hohes Leben, denn er zählte neun Menschenalter, als er bei Galiartos an der Quelle Tilphuse starb, wo sie ihm den Grabstein setzten, über dem die hohe, silberstämmige Platane steht oder früher stand; sie wird lange abgestorben sein. Es gab Keinen, den man so geehrt hat wie ihn; aber ich möchte doch nicht mit ihm tauschen und bin meinem Schicksal dankbar, daß ich nicht geblendeten Auges umhergehen muß gleich ihm, obwohl er die Stimmen der Vögel zu verstehen und in der Zukunft zu lesen vermochte. Denn er verkündete die beiden Thebanischen Kriege voraus und den Tod des Königs Oedipus."

„Wie unser edler Freund schon vor vielen Jahren den Tod Seiner Majestät des Königs Ludwig des Fünfzehnten und dessen Abscheiden an den schwarzen Blattern auf die Stunde des zehnten

Maitags des Jahres 1744 vorher verkündigt hat," äußerte der Landgraf Karl halblauten Tones. „Auch den Ursprung, von welchem die bösartige Krankheit bei ihm ausgehen werde —"

Doch eine nähere Erläuterung des letzteren verbot gleichfalls die Gegenwart der Damen, und die Fortsetzung ließ sich vom Sprecher dem neben ihm Befindlichen nur für die Uebrigen unvernehmbar in's Ohr flüstern. Der Graf von Saint-Germain hatte eine Pause gemacht, in der die Hörer staunende Blicke und einzelne halbe Worte ausgetauscht, dann erhob sich seine an hellen Metallklang erinnernde Stimme wieder:

„Ja, Vitry, von dem Eure Durchlaucht gesprochen, wie anmuthig ist das Städtchen am Fluß belegen; ich liebe es, wie kaum einen anderen Ort noch. Vitry-le-François, das neue; Sie wissen, das alte Vitry-en-Perthois wurde in den damaligen unablässigen Kriegen durch den Kaiser Karl den Fünften zerstört und vollständig dem Erdboden gleich gemacht. Es brannte acht Tage lang, und viele seiner Bewohner verloren bei der Erstürmung und in den Flammen ihr Leben; doch sonst um die Stadt selbst konnte man nicht besonders trauern, denn sie war unschön, düster und unfreundlich, mit engen, krummen und schmutzigen Gassen. Darum erbaute der König François der Erste ein Jahr darauf, als der Frieden zu Crespy geschlossen

worden, die neue, noch jetzt bestehende Stadt, die nach ihm Vitry-le-François benannt wurde. Die großen Fürsten hatten sich ausgesöhnt und waren freundschaftlich in einem alten Schloß zusammengekommen, wie ihre nahe Verwandtschaft es ja auch natürlich machte, da die Fürstin Eleonore, die Wittwe des Königs von Portugal und Schwester des Kaisers, die Gemahlin des Königs François geworden. Freilich wohl nicht aus einer Herzenswahl von ihm, denn sie war weder sehr jung mehr noch sehr anziehend, und Anne d'Heilly, die Gemahlin des Herzogs Jean de la Brosse von Etampes, war Beides, — oh, von einer delicaten Schönheit an Gestalt, Gesicht und Esprit, die Menschengeschichte hat wenige ihr Ebenbürtige gesehen. Der König konnte keinen Tag ohne ihre Gegenwart leben und hatte sie mit zu der Zusammenkunft gebracht; sie besaß auch große Klugheit und rieth ihm, sich des Kaisers zu bemächtigen, um für seine lange Gefangenschaft von Pavia her Vergeltung zu nehmen. Aber sie veränderte ihren Sinn, denn der Kaiser Karl war gleichfalls klug, und als sie neben ihm in dem großen Rittersaal mit den vielen alten Rüstungen an der Kaminwand in Conversation stand, ließ er, wie durch Zufall, eine Armspange von Diamanten auf den Boden fallen, die mindestens einen Werth von hunderttausend Goldgulden hatte. Die Herzogin bückte sich danach und hob sie auf,

doch als sie dieselbe dem Kaiser zurückreichte, sprach dieser, er erkenne, die Spange habe die Absicht gehabt, ihren Besitzer zu vertauschen und an den schönsten Arm auf der Erde zu gelangen. Oh, das war kaum ein Compliment, Monseigneur, denn einen Arm, wie den von Anne d'Etampes hatten Augen, seitdem die Königin Kleopatra an Schlangengift gestorben, nicht mehr gesehen. Da spielte ein Lächeln um ihre Lippen, die viel Aehnlichkeit mit denen der Mademoiselle Ninon de l'Enclos in späteren Tagen besaßen, und sie rieth nicht mehr, den kaiserlich freigebigen Herrn gefangen zu nehmen. Der König François hatte das Klirren der kostbaren Spange auf dem Boden gehört, er sah auch aus der Entfernung von etwa einem Dutzend Schritten, was danach geschah, und es ging wie der Schatten einer Wolke über seine Stirn, als er sich zu mir, — ich meine zu seinem Sohne Karl, dem Herzog von Orleans, umwandte und sagte: „Unsere Freundin scheint Wohlwollen bei Unserem kaiserlichen Schwager zu finden.“ Hélas, es kamen rasch böse Tage danach: der Herzog Karl starb schreckensvoll an der Pestilenz und bald darauf auch der König François der Erste, sehr ähnlich wie zur jetzigen Zeit sein hoher Nachkomme, der König Louis der Fünfzehnte, mein edler Freund, an einer Krankheit, deren Art und Namen sich hier nicht mittheilen lassen. Die schöne Anne

d'Etampes überlebte ihn jedoch noch um zwanzig Jahre, und als sie im Sarge ruhte, glaubte man ein auf dem Bett eingeschlafenes junges Mädchen liegen zu sehen."

Der Graf von Saint-Germain hatte seine Erzählung, zu der er halb unvermerkt durch Erwähnung der Stadt Vitry fortgeführt worden war, unter gespanntester Aufmerksamkeit aller Zuhörer beendigt; Ihre Königliche Hoheit sprach ihm huldvoll ihren Dank aus für die außerordentlich anschauliche Schilderung der interessanten Umstände bei der Zusammenkunft des Königs Franz mit dem Kaiser Karl und geruhte, mit der Herzogin von Augustenburg noch einmal eine kleine Promenade durch den Park zu machen. So löste sich die Gruppe um den leer zurückbleibenden vergoldeten Sessel auf, und Alles setzte sich gleichfalls, in respectvollem Abstand von den beiden hohen Damen, in Bewegung. Diese wandelten gemessenen Ganges nebeneinander, so weit die Glocken ihrer Brokatreifröcke eine derartige Annäherung zuließen, tauschten Bemerkungen hin und her über das eben Vernommene, die darin völlig zusammenstimmten, es falle unmöglich, eine so genaue Darstellung der Einzelheiten eines Vorfalles zu geben, wenn der Berichterstatter nicht selbst Augenzeuge desselben gewesen sei. Die Frau Landgräfin sammelte zum Beleg derartige aus ihrem Gedächtniß:

Die enggassige Häßlichkeit der zerstörten alten Stadt Vitry — die Rüstungen in dem Rittersaal des Schlosses — die Schilderung des Armes der duchesse d'Etampes — das Klirren der Diamantspange auf dem Boden und die Wolke, die über die Stirn des Königs gezogen. Ergänzend fügte die Herzogin hinzu: „Einmal entglitt dem Herrn Grafen auch die Aeußerung: ‚Wie der König sich zu mir umwandte,' und er verbesserte rasch: ‚zu dem Herzog von Orleans.' Ihre Königliche Hoheit nickte: „Es ereignet sich begreiflicher Weise ab und zu — ich habe es schon einigemal gehört — daß sich ihm in der Lebendigkeit der Erzählung ein Hinweis auf seine Anwesenheit bei solchen seit Jahrhunderten vergangenen Vorkommnissen einmischt. Aber dies Entschlüpfen ist ihm jedesmal äußerst unangenehm, denn er giebt durchaus nicht zu, schon seit langer Zeit gelebt zu haben, und mir ist gesagt worden, daß er über einen sehr vornehmen Herrn, der sein Alter auf ein halbes Jahrtausend geschätzt, deutlich wie über einen Mann von geringen Verstandeskräften die Schulter gezuckt habe."

In nicht weiter Entfernung lieferte ein augenblicklicher Vorgang gewissermaßen eine Bestätigung dafür. Ein nicht grade im Ruf hervorragender Klugheit stehender Kammerherr aus Kopenhagen hatte sich dem Grafen hinzugesellt und befragte

ihn, ob er vielleicht den dänischen König Waldemar Atterdag persönlich gekannt und ob dieser wirklich die Redensart, daß morgen wieder ein Tag sei, oft im Munde geführt habe. Der Angesprochene erwiederte: „Mich schon einmal hat gefragt Jemand so, monsieur, und ich ihm geantwortet, daß ich damals, als gelebt der König, wohl zugebracht im Schlaf, wie manchmal lange Zeit. Es war ein Mann, vor deß Geist ich sonst besaß Achtung, daß er nicht war von Einfältigkeit, darum ich ihm so Antwort gegeben. Aber wenn ich Ihnen damit kann machen Vergnügen, monsieur, will ich sagen gern, daß ich bin damals gewesen wach und hab' gehört den König alle Stund' reden den Spruch, der so gut gefällt Ihnen, wie scheint."

Die Lippen der umher Befindlichen konnten einen Lachreiz nicht ganz klanglos verhalten, und der Kammerherr ergriff einen Anlaß, sich mit roth angeflogenem Gesicht seitwärts davonzumachen. Es war bekannt, daß der Graf Saint-Germain oftmals Jahre hindurch völlig aus der Kenntniß der Menschen verschwunden gewesen sei, um sich in tiefer Verborgenheit der Bereitung seines Lebenselixirs hinzugeben, und es schien, daß er solche Zeiten damit bezeichnete, ‚er habe in ihnen geschlafen'; dann und wann konnte ein ihm entfallenes Wort den Eindruck regen, als ob eine derartige Periode sich über ein halbes, selbst ein ganzes

Jahrhundert ausgedehnt haben müsse. Etwas seitwärts von dem Standpunkt, den er im Augenblick einnahm, ward in einer Gruppe über seine Panacee gesprochen, und ein vom Süden Deutschlands auf Gottorp zum Besuch eingetroffener, noch ziemlich jugendlicher adliger Gast äußerte, man erzähle, in Paris habe eine alte Kammerfrau am Hofe unvorsichtiger Weise zu viel von dem Elixir des Grafen zu sich genommen und sei dadurch allmählich immer jünger und jünger und zuletzt wieder zum Säugling geworden. Der Ton des Sprechers ließ zweifelhaft, was er von diesem Bericht halte und welche Auffassung desselben er bei den Hörern erwarte. Einige zuckten die Achsel, andere lächelten halb, doch dann wandten sich alle Köpfe zugleich, denn hinter ihnen ertönte artigen Klanges eine Stimme in französischer Sprache: „Ganz so war der Verlauf der Sache nicht, monsieur; da Sie ein Interesse daran bekunden, gereicht es mir zum Vergnügen, Ihnen das Irrthümliche in dem, was Ihnen mitgetheilt worden ist, aufzuhellen. Der Fall betraf keine Frau, sondern einen noch jüngeren, etwas schwachköpfigen Mann, der seine äußerst geringfügige Naturmitgift von Vernunft für so beträchtlich hielt, daß er begreifen zu können glaubte, was ihm ebenso verschlossen war, wie dem Auge eines Blinden das Licht. Nach der Art solcher Wahnidee kam er durch diese geistig immer

mehr herab, so daß er zuletzt die Geschichte von der alten Kammerfrau erfand und sein Witz, den der arme Mensch damit an den Tag zu legen wähnte, zu dem eines Säuglings geworden war. Davon wird man in Ihrer Gegenwart erzählt haben, monsieur, und Sie werden muthmaßlich in dem Augenblick zerstreut gewesen sein, nicht genau aufzufassen, auf wessen Kosten die pikante Historie sich belustigte."

In liebenswürdigstem Ton hatte der Graf von Saint-Germain diese Aufklärung ertheilt, verabschiedete sich von dem antwortlos betroffenen Empfänger derselben mit einer halb würdig-ernsten, halb jovialen Kopfneigung und begab sich an die Seite des Landgrafen Karl zurück, um mit diesem weiter auf und ab zu schreiten. Er mußte ein außerordentlich scharfes, noch aus beträchtlicher Entfernung auffangendes Gehör besitzen, denn er legte bald danach nochmals Zeugniß von dieser Befähigung ab. Zwei junge Cavaliere gingen in Unterhaltung nebeneinander, ihr Geplauder überrauschte das Geplätscher der Wasserstrahlen aus den sieben Köpfen der Lernäischen Schlange um den Herkules. Einer der beiden hatte eben des Briefes Erwähnung gethan, den Voltaire vor zwanzig Jahren über den Grafen an den König Friedrich den Großen geschrieben habe, und der Andre entgegnete, daß er gleichfalls davon gehört,

wie auch von der Antwort, die der König darauf gegeben: „Le comte Germain est un conte pour rire.“ Doch um ein paar Augenblicke später sprach die Stimme des Beredeten hinter ihm: „Sie sich irren in der Zeit, Herr von Sehestedte, und auch in dem Adressaten von dem Brief. Denn Sein Majestät der König Frederic mir hat erst vor ein paar Tag geschrieben, was Sie eben gesagt, und ich hab' erhalten den Brief erst heut Morgen.“

Der mit dem Statthalter herzugetretene Sprecher zog aus der Brusttasche seines Talars ein zusammengefaltetes Schreiben und fügte halb gegen den Angeredeten, halb gegen den Landgrafen gewendet lächelnd hinzu: „Ihnen wohl wird sein bekannt die écriture und das Siegel.“ Das war bei dem Landgrafen, wie fast bei allen Fürsten der Zeit der Fall; er erkannte auf den ersten Blick die Handschrift und das sogenannte kleine Petschaft-Siegel des großen Preußenkönigs auf dem „A monsieur le comte de Saint-Germain“ adressirten Briefe und bekräftigte dies durch laute Aeußerung. Der junge Offizier Cay Sehestedte stand verlegen mit roth übergossenen Zügen. Er bot eine sehr einnehmende, zugleich kraftvolle und anmuthige Erscheinung; aus seinen hellblauen Augen lachte für gewöhnlich ein jugendlicher Uebermuth, als der einzige der Hofgesellschaft auf Gottorp trug er sein Haar weder zum Zopf gedreht, noch als Haarbeutel

zusammengefaßt, sondern zu halber Kürze geschnitten in seiner natürlichen lichtbraunen Farbe frei um den Kopf. Schon seit einigen Jahren erfreute er sich der besonderen Gunst und Zuneigung des Landgrafen, und um so peinlicher fiel ihm die Beschämung, die er sich jetzt in der Gegenwart desselben zugezogen; er war vorschnell mit dem Munde, wie leider schon manchmal im Leben, gewesen, ihm blieb nichts andres, als niedergeschlagenen Blicks stumm auf den Brief Friedrichs des Großen hinunter zu sehn. Der Graf hegte indeß ebenfalls eine Zuneigung für ihn und hatte ihm nur eine leichte Zurechtweisung ertheilen wollen; er bestrafte ihn nicht weiter durch eine Inhalts-Kundgabe des an ihn gerichteten königlichen Schreibens, sondern barg dies ungeöffnet in seine Tasche zurück. Zugleich indeß näherte sich ihm einer seiner reichlivrirten Diener vom Schloß her und überbrachte einen andern, soeben durch einen Courier an ihn eingetroffenen Brief. Der Empfänger betrachtete kurz die in italienischer Sprache abgefaßte Aufschrift: „Al illustrissimo supremo dominatore e Sovrano dei spiriti e spettri, à chi piace di nominarsi Conte di Saint-Germain“; dann wandte er sich mit einer Verbeugung gegen den Landgrafen: „Si votre Altesse me permette,“ und öffnete auf ein rasches Zustimmungszeichen des Befragten das große, ein phantastisch-absonderes, kronenüberdachtes

Wappen zur Ausprägung bringende Wachssiegel. Der Inhalt des Briefes schien nur kurz zu sein, doch den Lesenden zu überraschen, und ein einmaliges schnelles Auf- und Niederschlagen seiner Wimpern konnte den Eindruck erregen, als ob das Schreiben eine ihm unliebsame Mittheilung enthalte. Indeß beruhte das offenbar nur auf Täuschung, denn die Miene des Grafen von Saint-Germain nahm gleich danach einen Ausdruck hoher Erfreuung und Befriedigung an, und er sagte, das Blatt zusammenfaltend: „Es mir ist avisirt der Besuch von einer Person, ich haben noch nicht kennen gelernt bis heut, aber immer gewünscht besonders, zu sehn und hören. Ich schon hatte in voriger Nacht durch eine Stimme Botschaft vorauf empfangen, daß mir stände bevor die Freude dieses Besuchs. Doch ich in Besorgniß war, es noch könne eintreten dazwischen ein Hinderniß, welches ich hatte erkannt drohen aus der Conspiration böswilliger Einflüsse, die sind bemüht, zu operiren dagegen."

Der Landgraf beeilte sich zu äußern: „Ein Besuch, Herr Graf, dem Sie mit so freudiger Erwartung entgegensehen, ist selbstverständlich auch mir höchst willkommen. Ich weiß nicht, ob die Frage nach dem Namen der Persönlichkeit verstattet ist, die sich Ihnen angemeldet hat."

„O, ich davon bin überzeugt, er wird auch sein sehr willkommen Euer Durchlaucht, denn es ist ein

Mann, nur wenige leben und haben gelebt auf der Erde, die sich können messen mit ihm an Bedeutung. Ich würde willfahren natürlich Euer Durchlaucht Wunsch, aber mir selbst ist geblieben unbekannt noch, welch' Namen ihm wird belieben, zu tragen hier, und ich bitte darum, Monseigneur, daß Sie mir wollen erlassen jetzt noch die Antwort darauf. Doch wenn es könnte geschehen, daß Euer Durchlaucht mir erlaubten, mich umzusehen sogleich nach einem Quartier passend für den Herrn —"

Der Sprecher hielt, den Kopf drehend und sich in Wirklichkeit umschauend, kurz an, sein Blick fiel auf das unferne, gelblich durch frischgrünes Gebüschlaub herüberschimmernde Gemäuer der unbewohnten und auch sonst nur selten mehr benutzten „Amalienburg," und er fuhr fort:

„Vielleicht Eure Durchlaucht giebt Ihre Einwilligung, daß ich darf lassen herrichten für den Besuch auf die nicht lange Dauer dort das kleine château, welches steht ohne Gebrauch leer."

„Gewiß, Herr Graf," pflichtete der Statthalter sogleich bei, „wenn es Ihnen für Ihre Absicht geeignet erscheint."

„Oh ja, ganz geeignet." Die Augen des Antwortenden verweilten auf dem Gebäude, wie wenn seine Vorstellung sich über die Zweckdienlichkeit desselben noch weiter vergewissere. Dann wandte er sich um: „Was giebt es, Herr Graf?"

Über die Parkmauer des Neuwerks ertönte von Nordosten her ein unbestimmt-verworrenes Geräusch, und zugleich kam der Hofchef und maître de plaisir auf Gottorp, Graf von Ahlefeld-Langeland, beschleunigten Schrittes herzu und meldete dem Landgrafen, daß nach dem Lärm, den man draußen vernehme, auf der Anhöhe über dem Lollfuß ein Haus in Brand gerathen zu sein scheine; eine Weiterausbreitung des Feuers auf benachbarte Gebäude stehe nach der Windrichtung zu befürchten. Doch fiel der Graf Saint-Germain in die letzte Aeußerung beschwichtigend ein:

„Es wird nicht sein Grund zu solcher Besorgniß, wenn Seine Durchlaucht wollte haben die Gewogenheit, zu bringen in Anwendung seine geheime Kraft, zu gebieten den Flammen, daß sie sollen löschen aus.“

Der Landgraf wendete ihm mit einem ungewissen Blick das Gesicht zu: „Glauben Sie, lieber Graf, daß ich —?“

„Oh, sans doute, Monseigneur, ich weiß, daß Sie sind Besitzer von dieser wunderbaren Gewalt. Es ist nicht worden gegeben mir selbst, zu üben solche Macht über ein Feuersbrunst, nur zu wissen die Formel, der sie muß gehorchen, wenn Einer, welcher hat die Kraft in sich, befiehlt damit.“

Allerdings hatte sich dem Statthalter schon einmal ein Zeichen kundgethan, daß ihm diese

geheimnißvolle Kraft verliehen zu sein scheine, doch fühlte er sich derselben nicht sicher und stand deshalb etwas zaudernd. Andrerseits indeß trieb es ihn mit stärkstem Drange, sich darüber zu vergewissern, und so schritt er, achtsamen Ohres auf die Unterweisung des Grafen Saint-Germain horchend, mit diesem dem Schlosse zu. Dann erschien er bald danach auf einem weißen Pferde und ritt, von sämmtlichen Herren der Gesellschaft begleitet, zur Brandstätte hinan. Es war nur eine ziemlich abseits belegene Scheune, die von dickem Rauch umhüllt stand; wodurch das Feuer ausgebrochen sei, ließ sich nicht ergründen, denn Niemand hatte sich in ihr befunden, ihr Thor war verschlossen, auch der Eigenthümer kam jetzt erst jammernd von der Stadt herzugelaufen. Eine beträchtlich angesammelte Volksmenge drängte sich gaffend im Halbbogen und wich nun vor dem Landgrafen zurück, der auf seinem Schimmel dreimal das, wie es schien, nur an einzelnen Stellen erst brennende Gebäude umritt, die rechte Hand gegen dies ausstreckte und halblaut in unverständlicher Sprache die arabische Zauberformel wiederholte, über deren Wortlaut der Graf ihn mehrmals genau unterrichtet hatte. Man sah dabei bald hier, bald dort in überraschender Weise eine Flamme wie erschreckt zucken, noch einen Versuch zum Aufzüngeln machen, doch danach kraftlos auslöschen. Als der Statthalter langsam zum

dritten Mal seinen Kreis um die Scheune herumgezogen, qualmte nur noch etwas halb schwarzer, halb weißer Rauch oder Dampf aus ihren kleinen Fensterlücken hervor; unverkennbar war der Brand drinnen zum Ersticken gekommen. Der Graf Saint-Germain trat jetzt an den Landgrafen heran und sagte, nach einer ehrerbietigen Verneigung: „Ich den Dank ausspreche für den armen Mann hier, daß Eure Durchlaucht hat angewendet Ihre übernatürliche Macht und vollbracht so wunderbar dies menschenfreundliche Werk." Der Angeredete versetzte: „Durch Ihre Beihülfe, lieber Graf," und reichte diesem, sichtlich ergriffen, die Hand. Nun zog der Letztere seine Börse, nahm ihren Inhalt von einer erheblichen Anzahl Louisd'ors heraus und sprach: „Eure Durchlaucht mißt mir zu unverdient, was nicht gestanden in meiner Kraft, sondern was nur konnten bringen zur Ausführung Sie allein, Monseigneur. Ich nichts weiter kann hier helfen mit, als leisten dem armen Mann ein klein Unterstützung für den Schaden, den er hat gehabt vom Feuer."

Er reichte dem hochüberraschten Eigenthümer die Goldstücke, ein Gemurmel der Bewunderung klang von der Menge umher, der Landgraf äußerte: „Ein fürstlicher Edelmuth, lieber Graf, wie ich ihn schon öfter bei Ihnen kennen gelernt, und wie ihn Jemand,

der eine Schuld an der Entstehung des Brandes getragen hätte, nicht größer bethätigen könnte."

Der Sprecher war von der Erkenntniß seiner geheimen Macht, die er durch die Bezwingung des Feuers erlangt hatte, in freudig erhöhte Stimmung versetzt worden, er blickte heiter um sich, und seine Wahrnehmung traf unweit auf etwas, das ihm mit einem Ton des Wohlgefallens von den Lippen kommen ließ: „Da steht ja auch unsere Mundschenkin von neulich mit dem ungewöhnlichen Gesicht und hat mit angesehen, wie die Flammen erloschen sind. Wie heißt sie noch? Dorothea."

Merkbar berührte es den Landgrafen mit einer angenehmen Empfindung, daß Dorret Gorries Augenzeugin seines Triumphes über den Brand gewesen sei. Sie befand sich auf dem Wege zum Holm, um ihren Onkel Pidder aufzusuchen und ihn zu bitten, er möge sie bei sich im Haus aufnehmen, da es ihr täglich unertragbarer werde, im Ruge Krog mit ihrem Vater zusammen zu leben. So war sie hier vorbei gerathen und beim Gewahren des Auflaufs stehen geblieben; nun hob sie bei der Nennung ihres Namens den Kopf, und andrerseits wandten die Gesichter der Umgebung des Statthalters sich nach ihr hin. Dieser fügte seinen Worten noch gegen den Grafen Saint-Germain nach: „Ich sagte schon, das Mädchen müsse eigentlich eine andere Tracht, irgend etwas Besonderes

anlegen." Dann wendete er sein Pferd, befriedigt nach Gottorp zurückzukehren. Die silbergrauen Augen Dorrets schauten hinter ihm drein, wie sie es am Mittag auf der Landstraße vor dem Krug gethan, und begegneten dadurch den Blick Cays von Sehestedte, der den Kopf noch einmal nach ihrer Richtung umdrehte. Im Ausdruck seines Gesichtes lag etwas, als pflichte er der von dem Landgrafen geäußerten Meinung bezüglich der Tracht des von ihm zum erstenmal wahrgenommenen, eigenartigen Mädchens bei. So hielten Beide ein flüchtiges Weilchen die Blicke gegeneinander gerichtet, dann folgte der junge Offizier der Schloßgesellschaft nach; Dorret blieb noch kurz an ihrer Stelle und fragte darauf eine neben ihr stehende alte Frau, wer der Herr ohne weißgepudertes Haar gewesen sei. Doch die Alte wußte es nicht, und das Mädchen setzte jetzt ebenfalls seinen Weg nach dem Holm hinunter fort, über dem vor der breiten blauen Schlei-Ausbuchtung, in der spätnachmittägigen Sonne glimmernd, das hohe Dach des St. Johannis-Damenstifts aufragte.

Auf dies schaute auch der Graf von Saint-Germain zurück, der den Landgrafen und dessen Begleiter nach Gottorp heimgeleitete, und äußerte gegen einen der letzteren: „Der Anblick weckt mir heute die Erinnerung an einen drolligen Vorgang, der sich vor einem halben Jahrtausend innerhalb

der alten Mauern zugetragen, als sie noch nicht einem Damenstift, sondern einem Mönchskloster angehörten. Da wir uns gegenwärtig nicht, wie vorhin, der Anwesenheit von Damen erfreuen, so ließe das auf einem spaßhaften Mißverständniß beruhende Ereigniß sich zur Wiedergabe bringen, das heißt, falls Sie ein Interesse an derartigen Facetien nehmen." Der Sprecher blieb einen Augenblick stehen, es schien, um höflich dem Angesprochenen das Antworten zu erleichtern, doch in Wirklichkeit merklich mehr zu dem Zweck, durch sein Anhalten eine Aeußerung des Landgrafen, ob auch diesem eine Mittheilung des drolligen Vorganges genehm sei, abzuwarten. Der indirect so zu einer Erwiderung Veranlaßte antwortete: „Vor einem halben Jahrtausend — ein Vorgang in dem alten Kloster drüben, dessen Sie sich — der Ihnen aus jener Zeit bekannt ist? Das wird vermuthlich Interessantes sein."

Darin lag fraglos eine Aufforderung zum Fortfahren, und der Graf Saint-Germain kam derselben nach: „Ich weiß, daß Eure Durchlaucht ein großes Interesse an den Ueberlieferungen aus der alten Zeit nimmt, denn oft sind es nicht die großen Weltbegebenheiten, sondern kleine Nebendinge, welche die ferne Vergangenheit für Solche, die nicht in ihr gelebt haben, mit einem Licht überhellen. Es wohnte damals hier in der Nähe der Stadt

— da drüben bei dem alten Schloß Gottorp, das, wie Eure Durchlaucht wissen, nicht weit von dem Ruge Krog lag, wo wir vor einigen Tagen anhielten — ein sehr schönes junges Mädchen, besonders von Gesicht und Art, anders als die übrigen in der Gegend, vielleicht stammte sie wohl von einem besseren Blut ab. Deshalb fand der Abt des Klosters auf dem Gulholm viel Wohlgefallen an ihr, sie täglich zu sich kommen zu lassen und zu unterrichten, und nicht nur — hélas, monseigneur, er war ein Mensch, das heißt, er hatte Augen, zu unterscheiden, was die Natur schön und lieblich hergestellt habe, — so geschah es, daß er ihre unerfahrene Einfalt nicht allein in den Lehren und Werken der Heiligen unterrichtete. Doch es befand sich noch ein andrer, junger Bruder im Kloster, dem das anmuthige Kind gleichfalls sehr wohl gefiel, aber — wohl eben deßwegen — nicht, daß sie täglich allein die Unterweisungen des Abtes in den Zelle desselben genoß. Und in einer Nacht — es war schon nahe vor dem ersten Hahnenschrei — weckte er plötzlich alle Brüder mit der Ankündigung aus dem Schlaf: „Venite! Venite! Dominus noster Abbas mortuus est in anima!" Erschrocken fuhren die Mönche auf, denn sie verstanden, die Seele ihres Herrn Abtes sei im Tode verschieden. Doch als die frommen Brüder eilig in seine Schlafkammer gelaufen kamen, erkannten

sie, daß sie die Nachricht mit mangelhaftem Verständniß der lateinischen Sprache aufgefaßt hatten, denn die Seele des Abtes befand sich noch in voller Vereinigung mit ihrem Leibe. Aber trotzdem ließ sich wahrnehmen oder vermuthen, daß der Weckruf des eifersüchtigen jungen Nebenbuhlers nicht Unrichtiges verkündet habe, und als die Botschaft davon zu dem Bischof Nicolaus drang, der ein sehr gestrenger Herr war, beugte er sogleich dem Umsichgreifen solcher Sterblichkeit auf dem Güldenholm vor, indem er den Abt und die Mönche hierhin und dorthin in andere Klöster davonschickte. So ward das leerstehende Gebäude später zu einem Jungfrauenstift umgewandelt und an einem ebenso schönen Maitage wie heut mit vielem Schmuck an grünen Kränzen und Blumen von dem dritten Nachfolger des Bischofs Nicolaus — sein Name ist mir augenblicklich nicht gegenwärtig — feierlich dazu eingeweiht."

Der Erzähler hielt inne, die Gesellschaft blickte mit Interesse nach dem abendlich sonnbeglänzten Dach des St. Johannisstifts hinüber. Man hatte gelächelt und gelacht; freilich war zu erkennen gewesen, daß es der Mehrzahl der Hörer gleich den Klostermönchen ergangen und ihnen der Doppelsinn in dem lateinischen Weckruf nicht zum rechten Verständniß gekommen sei. Doch das, was vorgefallen, war ihnen deutlich geworden, und ihre Heiterkeits-

Kundgabe mischte sich mit Bewunderung der Kenntnisse des Grafen Saint-Germain in der alten Landesgeschichte und seines graziösen Erzählertalentes. Wenn er allerdings auch schwerlich in dem Kloster mit zugegen gewesen sein mochte, so ließ doch seine Darstellung kaum Zweifel, daß er den Vorgang noch von Augenzeugen vernommen, mithin sich schon vor ungefähr einem halben Jahrtausend einmal hier in der Gegend befunden haben mußte. Am interessantesten aber war — und es erschien fast, auch für den Grafen Saint-Germain — daß Seine Durchlaucht, der Statthalter von Schleswig-Holstein, gleichfalls gelächelt und sichtlich keinen Anstoß an der Mittheilung eines Vorganges aus ferner Vergangenheit genommen hatte, der sich wiedergeben ließ, weil man sich augenblicklich hier nicht der Gegenwart der Damen erfreute.

IV.

Der Graf Saint-Germain gab sich in den nächsten Tagen mit eifriger Beflissenheit der Fürsorge hin, das Absteigequartier für seinen angekündigten Besucher herzurichten, und die Vorbereitungen ließen erkennen, welche Bedeutung er demselben zumaß. Eine Anzahl seiner Diener vollzog den Tag hindurch die von ihm ertheilten Anweisungen, doch sogar bei Nacht war er selbst noch mit einigen von ihnen oder allein thätig, Vorkehrungen zur Aufnahme des Erwarteten zu treffen. Die Amalienburg bildete einen absonderlichen, ziemlich im Verfall befindlichen Bau, dessen Mitte einen großen, ringsum von mythologischen Gemälden und Portraits der dänischen Königinnen und Prinzessinnen eingefaßten Saal enthielt. Diesen umlief oben eine auf vorspringenden Trägern ruhende Holzgallerie mit durch-

brochenem Geländerwerk, zu der man nicht vom Saal aus, sondern nur von zweien der vier Flankenpavillons des Gebäudes hinaufgelangen konnte. Die beiden andern besaßen eine Zugangsthür in den großen Mittelraum, und sie stattete der Graf reichhaltig mit Möbeln, Vorhängen, Teppichen und Schmuckgegenständen aller Art aus, den einen Pavillon als Wohn- und den zweiten als Schlafgemach. Der Saal ward mit Armsesseln, die sich hier und dort um Tische von kunstreich eingelegter Arbeit gruppirten, gleichfalls zum Empfangsalon umgewandelt; das Schloß hatte auf Anordnung des Landgrafen aus reichem Vorrath alles Erforderliche zu Gebot gestellt. So präsentirte sich die Amalienburg wohl seit einem halben Jahrhundert zum erstenmal wieder in wohnlicher Einrichtung, nur die Beleuchtung nach Eintritt der Dunkelheit mußte voraussichtlich manches zu wünschen übrig lassen. Aber das entsprang zum Theil aus der mangelhaften Fähigkeit der Zeit, helle Lichtstärke zu erzeugen; Lampen ließen sich dazu nicht verwenden, da die Verbesserung derselben durch Argand noch nicht erfunden worden, sondern sie immer noch fast von der gleichen einfachen Construction wie im Alterthum und Mittelalter verblieben waren. Allerdings sprach man da und dort von einer wundersamen Entdeckung, die in Schottland der Lord Dundonald und in Würzburg

der Professor Pickel gemacht haben solle, aus Steinkohlen und aus Knochen eine brennbare Luftart zu gewinnen, die sich durch eine Röhre fortleiten und am Ausgang derselben zu einer bläulichen Flamme entzünden lasse. Doch gesehn hatte von diesem unglaubhaften Wunderlicht niemand etwas, und auch in den vornehmsten Fürstenschlössern fand die nächtliche Erhellung noch auf die nämliche Art wie seit Jahrhunderten statt: draußen auf Hofplatz und Gängen durch Pechpfannen und Laternen, im Innern der Zimmer durch Wachskerzen in hängenden Kronleuchtern oder an der Wand befestigten Armleuchtern. Zur Anbringung der letzteren an den Wänden des Saales der Amalienburg beließen indeß die dicht zusammengereihten Bilder wenig Raum, so daß der Graf sich hier mit einer nur kärglichen Beleuchtungs-Möglichkeit begnügen mußte. Das ganze Schlößchen war offenbar vom Erbauer lediglich zur Benutzung bei Tageslicht bestimmt gewesen, und es gab so manches Wichtigere für den bevorstehenden Zweck umzuändern, daß die Frage einer glänzenden abendlichen Erhellung, zumal um die Zeit der langen nordischen Tage, nicht in Betracht gerieth. Die Fertigstellung drängte, und wenn jemand — wie z. B. Cay Sehestedte es gerne that — noch nächtlicher Weile durch den Neuwerk-Park kam, konnte er hören, wie sich in das Schlagen der zahlreichen Nachtigallen manchmal

aus dem Innern des alten, lang verödeten Bau's ein dumpfes Klopfen und Hämmern von Werkzeugen einmischte.

So war's in der Abenddämmerung eines der letzten Maitage, als ein berittener Diener des Grafen von Süden her im Galopp auf Gottorp ansprengte, um seinem Herrn eine Meldung zu überbringen, und um eine halbe Stunde später überhellte sich in Friedrichsberg die von Rendsburg nach Schleswig führende Straße mit rothem Fackelglanz. Zwei Vorreiter verbreiteten diesen, denen eine sechsspännige geschlossene Kutsche nachfolgte. Sie bewegte sich über den Schleidamm dem Schlosse zu, an dessen Inselthor Lakaien des Grafen sie empfingen und dem reichbetreßten Kutscher den Weg über die nördliche Brücke zum Neuwerk und bis vor die Amalienburg anwiesen. Hier stand der Graf Saint-Germain harrend, beim Anhalten des Wagens sein weißes Haar von dem schwarzen, an eine Sendelkappe des Mittelalters gemahnenden Barett entblößend. Er öffnete mit eigner Hand den Schlag, aus welchem der Erwartete, der allein das Innere der Kutsche einnahm, hervorstieg; hinter ihm rollte ein zweiter, umfänglicher Wagen mit seiner Dienerschaft heran.

Der Ankömmling trug die höchste Ehrerbietung zur Schau; er sagte unter tiefer Verneigung in italienischer Sprache:

„Ich genieße die Ehre und das Glück, in diesem bedeutungsvollsten Augenblick meines Lebens den ersten Geist unseres Jahrtausends zu begrüßen, den hohen Meister, zu dessen Füßen mich als Jünger setzen zu dürfen, mein Verlangen so unwiderstehlich in mir angewachsen war, daß es mich ohne Anhalt aus der Sonne Italien über die ewigen Schneefirnen hinweg bis hierher in die Welt des Nordens genöthigt hat.“

Doch auch der Graf Saint-Germain gab gleiche Hochschätzung in seiner Erwiderung zu erkennen:

„Ich wüßte keinen Lebenden, dessen Ankunft mich mit so freudiger Erwartung hätte erfüllen können, und ich rechne diesen Tag zu den hocherfreulichsten, die mir auf meinem langen Lebenswege zu Theil geworden sind. Darf ich meinen edlen Gast bitten, hier einzutreten und gütig mit der leider nur sehr bescheidenen Aufnahme, die ich bereiten konnte, vorlieb nehmen zu wollen.“

Zwei Pechpfannen erhellten den Eingang des Gebäudes, über das die Augen des Ankömmlings kurz hingingen.

„Befindet sich auch Ihre Wohnung hier, Herr Graf?“

„Nein, ich wohne auf Gottorp selbst. Dies Schlößchen hat Seine Durchlaucht, der Herr Landgraf, mir zum Quartier für Sie zur Verfügung gestellt.“

„Seine Durchlaucht wußte also von meinem Eintreffen?“

„Nur von dem eines besonderen Gastes, der mich durch seinen Besuch auszeichne.“

„Ah so, ich dachte —“

Der Antwortende warf einen kaum bemerkbar flüchtigen Blick nach dem andern Wagen, aus dem seine Dienerschaft hervorstieg, dann trat er in den zum Wohngemach für ihn hergerichteten Pavillon ein. Ihm folgte, nur eine Secunde lang hinter seinem Rücken den Kopf gleichfalls in die Richtung drehend, wohin seine Augen gegangen waren, der Graf Saint-Germain, und der hell von Wachskerzen erleuchtete Raum ließ jetzt zuerst die leibliche Erscheinung des Fremden deutlich gewahren.

Es war ein Mann, der etwas über die Mitte der dreißiger Jahre hinaus aussah, ziemlich klein, doch sehr breitschultrig, zur Corpulenz neigend, mit auffällig starkem Nacken, vorgewölbter Brust und rundgeformtem Kopf. Dichtes, tiefschwarzes Haar fiel ihm noch etwas über die niedrige, gedrungene Stirn herein, deren Farbe, wie die des Gesichtes überhaupt einen gelbbräunlichen Grundton besaß. An den Seiten der leicht gebogenen, breitrückigen Nase lagen die sehr beweglichen, gerundeten Augen ein wenig zurückgezogen mit brauner, abwechselnd aufblitzender, dann wie trübverschleierter Iris; aufgeworfene, etwas geöffnete Lippen ließen die

weißen Zähne leis hervorschimmern. Außerordentlich kräftige, einen eisenharten Eindruck erregende Kiefer schlossen sich auch unten zu einem festen, vorstrebenden Kinn zusammen; Ohren, Füße und Hände waren überraschend klein und die beiden ersteren sehr feingebildet, während die letzteren zu stark Fleischiges besaßen. Alles gab Vollblütigkeit zu erkennen, der Klang der Stimme war mehr laut- als wohltönend. So bildete er körperlich eine eigenthümliche Mischung von Feinem und Plumpem, Einnehmendem und wenig Ansprechendem. Doch im Vergleich mit der hohen, vornehm-aristokratischen Erscheinung des Grafen Saint-Germain erhielt er fraglos einen plebejischen Anstrich, den auch seine Kleidung nicht auszugleichen vermochte. Im Gegentheil stach die prunkende Ueberladung derselben gegen die einfache, würdevolle Tracht des Grafen ebenfalls unvortheilhaft ab. Auch als Reisegewandung hatte er einen braunsammetnen, mit Gold und Edelsteinen übersäeten Rock getragen, an dessen Aermelumschlägen als Knöpfe gewaltige Rubinen funkelten. Sein Jabot und seine Manschetten bestanden aus den kostbarsten flandrischen Spitzen, die Knöpfe der reich bestickten Atlasweste gleichfalls aus Rubinen. Diamantagraffen hielten die Schuhschnallen und Kniespangen besetzt, und jeden Finger, selbst den Daumen umschlossen mehrere, blaue, grüne und feurige Strahlen

um sich blitzende Saphir-, Smaragd- und Brillantringe. Die Edelsteine, die er an sich trug, mußten, gering veranschlagt, einen Werth von hunderttausend Thalern darstellen.

Wie so das Licht zuerst die beiden in den Pavillon Eingetretenen überhellte, betrachteten sie sich gegenseitig mit unverkennbarem Interesse. Allerdings nur einen wörtlichen Augenblick lang, in dem jeder die körperlichen Eigenschaften und das Wesen des andern in sich aufnahm, wie es bei zwei Menschen, die sich dem Namen nach lange gekannt, doch zum erstenmal gewahrten, natürlich fiel. Doch war es eigentlich nur, wie ein zufällig gleichzeitiges sich aneinander vorüber Bewegen ihrer Augen; der neue Ankömmling drehte den Kopf, um seinen Dreispitzhut zur Seite auf einen Stuhl abzulegen, und kaum merkbar schien hinter seinem Rücken um die Lippen des Grafen von Saint-Germain, flüchtig wie das Zucken einer Wimper, der Anflug eines Lächelns hinzugleiten.

* * *

Alles für die Ankunft des Besuchs Erforderliche war in Bereitschaft gesetzt, ein Tisch stand zur Abendmahlzeit gedeckt, Diener trugen von Gottorp her Schüsseln und Flaschen auf; die Schloßküche hatte auserlesene Gerichte, der Keller von seinen

feinsten Weinvorräthen geliefert. Sie zeigten, welches Ansehn der Graf Saint-Germain am Hofe des Landgrafen genießen müsse, und der Gast ließ sich, mit einem Blick angenehmer Befriedigung die kleine Tafel übermusternd, an dieser nieder. Das Gleiche that sein Wirth, doch befand sich vor seinem Sitz weder Gedeck noch Glas, und der Jüngere äußerte verbindlich: „Sie haben, wie ich sehe, bereits zu Nacht gespeist, Herr Graf. Ich bedaure, einen schon Gesättigten zum Anblick meines Appetits zu nöthigen, aber die lange Fahrt läßt mich von Ihrer liebenswürdigen Aufmerksamkeit mit Vergnügen Gebrauch machen."

Der Angesprochene erwiderte mit einer artig einladenden Handbewegung:

„Es erfreut mich besonders, wenn die Speisen Ihrem Geschmack entsprechen, und regt mir in diesem Augenblick seit langer Zeit zum erstenmal fast den Wunsch, ich möchte mich nicht des Essens und Trinkens entwöhnt haben."

„Entwöhnt? Inwiefern?"

Der eifrig mit Messer und Gabel Beschäftigte blickte fragend zu etwas ihm nicht verständlich Gewordenem auf.

„Man kommt halb unvermerkt dazu, wenn man der Nahrung nicht mehr bedarf."

„Nicht bedarf? Jeder lebende Organismus hat doch Ersatz für seinen Verbrauch nöthig."

„Natürlich, doch bei mir genügen dazu einige Tropfen meines Elixirs, die ich jeden Morgen zu mir nehme.“

„Ah so — ich dachte im Augenblick nicht daran.“

Das kurze Gespräch hatte eine erste Berührung oder Kundgabe persönlicher Eigenschaften von Seiten des Wirthes mit sich gebracht, in gewisser Weise eine Einleitung zu näherer Bekanntschaft mit den außergewöhnlichen Bedingungen seiner Lebensführung gebildet, und der Gast fuhr nach einem kaum eine Secunde überdauernden Anhalten fort:

„Allerdings, ich begreife, daß man dahin gelangen kann, aber ich habe, aufrichtig gesagt, mich dazu nicht zu entschließen vermocht. Man entsagt einem Genuß damit, den die Natur uns bewilligt, und ich finde, wenigstens bis jetzt, in mir keinen Antrieb, auf ihn Verzicht zu leisten. Die vom Leben gebotenen Annehmlichkeiten sind doch im Grunde nicht so zahlreich, als daß es vortheilhaft bedünken sollte, selbst sie sich zu vermindern.“

Der Graf von Saint-Germain lächelte leicht: „Ihre Jahre stehen eben den meinigen erheblich nach, und solche Gleichgültigkeit gegen den physischen Genuß ist wohl erst eine Mitgift des hohen Alters. Ich erinnere mich, daß ich sie in dem Ihrigen gleichfalls noch nicht besaß und zumal den Wein,

besonders den Falerner außerordentlich schätzte. Während meines damaligen längeren Aufenthaltes in Campanien fand ich häufig Gelegenheit — vielleicht etwas zu oft, da ich ihn unvermischt zu trinken pflegte — seine Vorzüge vor allen andern Rebensäften kennen zu lernen, und ich hoffe, daß der Inhalt dieser Flaschen ihm für Ihre Zunge nicht zu sehr nachstehen möge."

„Sie hielten sich — damals — längere Zeit in Campanien auf, Herr Graf? Mir kommt in's Gedächtniß, daß ich davon vernahm, doch leider selbst erst etwas zu spät dorthin kam, um der Freude, mit Ihnen zusammenzutreffen, schon zu jener Zeit theihaftig werden zu können. Jetzt aber ist dies hohe Glück mir vergönnt worden, und ich sehne mich danach, von meiner hiesigen Anwesenheit den köstlichen Gebrauch machen zu dürfen, den der Wissensreichthum und die Erfahrung des um so viel höher an Jahren Vorgerückten mir verheißen."

Der Antwortende leerte sein Glas mit Chateau d'Yquem aus und fügte bewundernd nach: „In Wahrheit ein unübertrefflicher Wein. Er ruft mir durch sein Bouquet lebendig den Tag zurück, an dem ich mich bei der „rothen Eminenz", dem Cardinal Richelieu, zum erstenmal seiner Bekanntschaft erfreute. Die Botschaft der endlichen Eroberung von La Rochelle traf grade ein, und der

Herzog war in freigebiger Laune, daß er das Beste aus seinem Keller heraufbefahl. Aber ohne Compliment, dieser Jahrgang von der Garonne steht dem damaligen nicht nach!“

„So bitte ich Sie, ihm auch in gleicher Weise Ihre Anerkennung zum Ausdruck zu bringen,“ erwiderte der Graf Saint-Germain. Er streckte die Hand nach der Flasche, das geleerte Glas seines Gastes wieder zu füllen, und es war, als ob seine rechte Schulter dabei eine kaum wahrnehmbar aufzuckende Bewegung mache, wie wenn er sich selbst ebenfalls dadurch unwillkürlich etwas nicht Gesprochenes zum Ausdruck bringe.

* * *

Der Fortgang der Unterhaltung der beiden Tischgenossen bot sprachlich Eigenthümliches. Sie hatte italienisch begonnen, doch ging unvermerkt in's Französische über, verblieb indeß auch bei diesem nicht, sondern vertauschte es nach kurzer Zeit abermals mit einer andern Sprache, setzte sich nun spanisch, nun portugiesisch fort. Den Urheber dieses Wechsels bildete der Gast, dessen lebendiges Temperament ihn ohne sein eignes Wissen zu derartigem Ueberspringen zu verleiten schien, und der Graf Saint-Germain befliß sich stets mit höflicher Bereitwilligkeit, in der gleichen Zunge zu entgegnen.

Dann traf auch er einmal eine Aenderung, indem er eine Frage auf arabisch stellte, und der Angesprochene erwiderte seinerseits ebenso, um bald danach zu einem, wenn auch nicht klassisch vollendeten, doch sehr geläufigen Latein überzugehen. Die Antwort des Grafen darauf hätte dagegen aus dem Munde Ciceros zu kommen vermocht und gleicherweise dasjenige, was er in griechischer Sprache nachfügte, aus dem des Demosthenes oder Thukydides. Einen Augenblick blieb der Hörer dabei unschlüssig, versetzte dann indeß, durch merkwürdige Schicksalsconstellation sei er nie in früherer Zeit nach Hellas und zur Erlernung des Altgriechischen gelangt, und mit einer leichten Kopfneigung, welche jene Constellation zu begreifen und zu würdigen schien, lenkte der Graf Saint Germain die Unterhaltung zur zeitgebräuchlichsten französischen Sprache zurück.

Die beredeten Gegenstände waren hauptsächlich alchemistischer Natur, und das Meiste wäre andern Zuhörern durchaus unverständlich geblieben. In häufiger Wiederkehr erklangen die Bezeichnungen: „Tinctura universalis — materia prima — mercurius philosophicus — aurum potabile — rotationes und imbibitiones — Athanor — metallurgia — tinctura bismuthi, antimonii — praecipitatus solaris — argentnm nitricum — solve et coagula et iterum solve!“ Bei Allem legte der Gast, dessen Name

bisher noch nicht ausgesprochen worden, unverkennbares Bemühn an den Tag, seine Anschauungen denen des Grafen nachzuordnen, erkennen zu lassen, daß er als ein Jünger zu dem Zweck hierhergekommen sei, der Belehrungen eines ihn überragenden Meisters theilhaft zu werden. Im Weitergang des Gesprächs fragte er meistens nur und lauschte mit einem Mienenausdruck gespannter Aufmerksamkeit auf die Beantwortung. Einmal gerieth ihm dazwischen etwas Anderes in die Gedanken, ließ ihn zu einer Bewegung, sich vom Tisch zu erheben, äußern, er habe in der freudigen Erregung vergessen, für eine Unterkunft seiner Domestiken bedacht zu sein, und sie würden draußen auf seine Anweisungen harren. Doch der Graf fiel ein, daß vollständig Fürsorge für sie im voraus getroffen sei, ihre Unterbringung theils in einem Raum des Schlößchens selbst, theils in einem dicht benachbarten, zur früheren Orangerie gehörenden Gebäude zu bewerkstelligen. Es war mithin kein Grund zu einer Beunruhigung, die sich einen Moment im Gesicht des Gastes kundgegeben, sowie kein Anlaß für ihn vorhanden, sich aus dem Zimmer zu entfernen, und für die überaus sorgliche Bedachtnahme seines Wirthes dankend, ließ er sich wieder auf den Sitz zurück.

Nach einer Weile jedoch erhob er sich nochmals, wie von einem plötzlichen Ruck aufgeschnellt, so

daß Saint-Germain vom Munde kam: „Was haben Sie?“

Der Befragte erwiderte mit der ungewissen Miene eines sich vergeblich Besinnenden: „Ich kann nicht sagen, was — es hat mich magnetisch berührt, wie es mir geschieht, wenn ich unbewußt in die Nähe von etwas Hohem versetzt werde.“

Er blickte dabei nach der Thür, durch welche die Diener zum Auf- und Abtragen hereingekommen waren; sie hatte sich wieder geöffnet, und dem Anschein der Kleidung nach trat nochmals ein Lakai zu einer Besorgung über die Schwelle. Auch der Graf drehte jetzt seinen Kopf, dann stand er gleichfalls vom Sessel auf und sagte:

„Oh, Monseigneur, ich ahnte nicht, wer sich hinter mir befinde.“

Der Landgraf Carl war's, den Neugier oder Wißbegier noch zu einem Besuch der Amalienburg veranlaßte. Er hatte die unscheinbar einfache Tracht angelegt, die er auf der Jagd zu tragen pflegte, und im Ausdruck seiner Züge war zu lesen, daß die Aeußerung des noch nie von ihm gesehenen Fremden ihn überrascht anhalten ließ. Nun entgegnete er:

„Ich kam noch auf einem Spaziergang durch das Neuwerk vorüber und sah die Fenster erhellt — darf ich Sie bitten, lieber Graf, mich mit Ihrem Gast bekannt machen zu wollen.“

Der letztere hatte sich bei der Anrede „Monseigneur“ mit tiefer Ehrerbietung verneigt; Saint-Germain erwiderte, sein etwas verspätetes Aufstehen entschuldigend:

„Es bedurfte für mich erst eines Augenblicks, Eure Durchlaucht in dieser Gewandung zu erkennen, obgleich das weitbekannte Bild Sie darin darstellt. — Monsieur le marquis de Pellegrini.“

Doch der Vorgestellte fiel mit einer leicht abwehrenden Handbewegung in das letzte Wort ein: „Ein Name, den ich allerdings bis vor Kurzem trug, dessen ich mich indeß aus besonderen Rücksichten gewöhnlich nicht mehr bediene. Gestatten Eure Durchlaucht, daß ich selbst mich unter dem gegenwärtig von mir geführten präsentire: „Alessandro comte de Cagliostro.“

* * *

Der Landgraf hatte sich mit an den Tisch gesetzt, und Alles an ihm drückte, wenn er sich auch merklich Mühe zur Beherrschung gab, staunendes Interesse aus. Die französisch geführte Unterhaltung bewegte sich, hin und her springend, nur um allgemeine Dinge, doch tactvoll enthielt der Graf Saint-Germain sich regerer Betheiligung, überließ seinem Gast das Wort und bot ihm vielfache Gelegenheit, gleichsam ein Feuerwerk unge-

wöhnlichen Reichthums an treffenden Entgegnungen, Esprit und Kenntnissen aus seinem Munde hervorsprühen zu lassen. Der Anblick des Statthalters hob über jeden Zweifel, daß er sich einer der bedeutungsvollsten und genußreichsten Stunden seines Lebens hingebe,; ihm entflog einmal, die Amalienburg bilde heut die Stelle, auf welche die gesammte Welt Europas hinblicken und lauschen würde, wenn sie wüßte, in welcher Gesellschaft ihm vergönnt sei, den Abend hier zu verbringen. Der Gegensatz des Wesens der beiden Grafen trat noch stärker als vorher in's Licht. Funkelnd gleich den Edelsteinen seiner Kleidung ließ Alessandro de Cagliostro seinen Geist wie aus geschliffenen Facetten hin und wiederspielen, während Joseph Maria de Saint-Germain in der dunkel-ernsten Tracht ihm zumeist schweigsam gegenüber saß und die Raketen von Bonmots und Impromptüs des ersteren nur mit artigem Lächeln begleitete. Seine Beflissenheit für den Gast ging so weit, daß er nach einer Stunde einmal mit der Aeußerung aufstand, er wolle über einen in Rede gerathenen zweifelhaften Gegenstand in seiner Bibliothek auf Gottorp Auskunft erholen. Fühlbar indeß bildete dies nur einen Vorwand, dem von ihm empfundenen Wunsche des Landgrafen, sich ein Weilchen unter vier Augen mit dem Grafen Cagliostro unterhalten zu können, entgegenzukommen, und

in's Freie hinaustretend, begab er sich auch nicht zum Schloß hinüber. Statt dessen kam ihm offenbar zur Ausfüllung der Zeit der Gedanke, sich zu überzeugen, ob seine im Voraus getroffenen Anordnungen für die Unterbringung der fremden Dienerschaft richtig in's Werk gesetzt worden seien. Zu diesem Behufe trat er an den zum Schlafgemach bestimmten Pavillon und warf durch eines der Fenster den Blick hinein. Der Vorhang war zugezogen, doch ließ durch einen Spalt einen Theil des kerzenerhellten Raumes übersehen, in welchem sich ein Diener mit dem Auspacken eines Kofferinhaltes beschäftigte. Er kniete dabei am Boden, in einen langen Mantel gehüllt, unter dem indeß beim Aufstehen und hin und her Bewegen eine elegante Pagentracht zum Vorschein kam. Es mußte jemand sein, der das besondere Vertrauen seines Herrn genoß und, mit allen Gewohnheiten desselben genau bekannt, die Obliegenheit besaß, stets das Zimmer des Grafen Cagliostro für die Nachtruhe herzurichten; vermuthlich hatte ihm der flüchtige Umblick des letzteren bei der Ankunft und nachher die Beunruhigung in Betreff seines nächtlichen Verbleibens gegolten. Für einen Abendimbiß des jungen Pagen war Sorge getragen worden; der in's Fenster Hineinschauende sah einen geleerten Teller und ein Glas auf dem Tische stehen.

Doch er nahm Interesse daran, wie der kleine Mensch, der von äußerst zierlichem Wuchs sein mußte, seiner Pflicht nachkam, und betrachtete ihn, soweit der Spalt es ermöglichte, aufmerksam bei seinen Hantirungen. Der Beobachtete hatte diese jetzt beendigt und machte eine Bewegung, den Mantel abzulegen, allein er hielt plötzlich wieder inne, blies, an den Tisch tretend, eine der beiden brennenden Kerzen aus und trug die andere hinter einen Gegenstand in eine Ecke an den Boden, so daß es in dem Gemach beinah völlig dunkel ward und sich nichts mehr von draußen unterscheiden ließ. Es schien, der junge Diener habe sich in einen Winkel begeben, dort auf das Kommen seines Herrn zu warten, oder vielleicht war er auch gewöhnt, mit diesem im selben Zimmer zu schlafen. Der Graf Saint-Germain blieb noch ein paar Minuten im Dunkel stehen, aber nichts rührte sich drinnen mehr, und er kehrte in den andern Pavillon zu seinem Gast und dem Landgrafen zurück, die er in so eifrigem Meinungsaustausch antraf, daß es erst einiger Zeit bedurfte, ehe er ihnen, zur Erhaltung des Anscheins, aus seinem Wissensvorrath von der angeblich im Schloß erholten Auskunft Mittheilung machen konnte.

V.

Wenn der Graf Alessandro Cagliostro auch weitaus noch nicht auf der Höhe seines späteren Weltruhmes stand, war sein Name doch bereits von der Zeit kaum minder genannt und gefeiert, als der des Grafen Joseph von Saint-Germain; vielfach galt er sogar als eine mit noch höheren übernatürlichen Kräften begabte Persönlichkeit. Ein gleiches räthselhaftes Dunkel umhüllte seine Herkunft, sein Alter und seine Lebensführung. Hie und da hatte er die darüber liegenden Nebelschleier ein wenig gelüftet, doch völlig vermochte auch er es nicht, da sein Ursprung ihm selbst ein Geheimniß bildete. Was er aus frühester Erinnerung wußte, war, daß er seine ersten Kinderjahre in Medina in Arabien verlebt und dort im Palast des Mufti Salahazin, von fürst-

licher Pracht und zahlreichen, ihn bedienenden Sklaven umgeben, gewohnt habe. Ein uralter Weiser, Namens Althotas, hatte ihn erzogen und in seinem zwölften Jahre nach Mekka, dann zu den Pyramiden Egyptens und endlich nach Malta geführt, wo er von dem Großmeister der Tempelherren mit glänzenden Ehren empfangen worden. Hier war ihm zum erstenmal aus dunklen Andeutungen aufgegangen, daß er nicht von mohammedanischer, sondern, wenigstens zur Hälfte, christlicher Abkunft und seine Mutter eine Prinzessin von Trapezunt sei, die eine Nachkommin Karl Martells, des Aeltervaters Kaiser Karl des Großen, gewesen. Auch Althotas hatte jetzt plötzlich ein Juwelenkreuz von unschätzbarem Werthe auf der Brust getragen und sich als Christ enthüllt. Doch war er später auf Malta gestorben und sein Zögling auf Anrathen des Großmeisters nach Neapel und Rom gegangen, wo er, wie aus einem unendlich langen Traume erwachend, eines Tages zu dem Bewußtsein gekommen, daß er sich mit dem Cardinal von York, dem Cardinal Garganelli, der bald darauf zum Papst Clemens XIV. gewählt worden, und vielen römischen Fürsten als ein Gegenstand der Betrachtung aller Augen an einer Tafel im Vatican befinde.

Von der Zeit an kannte auch die Außenwelt

ihn unter wechselnden Namen als „Acharat — Althotas", wie er sich nach seinem weisen Lehrer benannt — „conte Harat — conte Phoenix — marquis d' Anna — marchese di Pelligrini", bis er sich im letzten Jahr ausschließlich des Namens „conte Alessandro Cagliostro" bedient hatte. Beständig weite Reisen, bald durch Europa, bald im Orient, unternehmend, war er, nun hier, nun dort, als ein Inhaber wundersamster geheimer Wissenschaften in den Schlössern der Großen, wie an Fürstenhöfen oft sehnsüchtig erwartet und unter hoher Ehrbezeugung aufgenommen worden; man wußte, daß er sich in Venedig mit einer kaum sechzehnjährigen Dame, Namens Seraphina Felichiani, vermählt habe, über deren Geburtsstadt abweichende Meinungen bestanden, ob sie eine marchesa aus Rom oder aus Genua sei. Volle Uebereinstimmung herrschte dagegen, daß sie ihren seraphischen Vornamen mit höchstem Recht trage und etwas Aehnliches an zauberischer Schönheit selten von Menschenaugen gesehen sei. Nach der Schilderung derer, denen dies Glück zu Theil geworden, verband sie eine ätherische Erscheinung mit blühender Jugendpracht, war von kleiner, schmächtiger Gestalt und konnte doch durch die Schlankheit ihres Wuchses eine imposante Wirkung üben. Ihr alabasterfarbiges Gesicht umrahmte eine schwere

Fülle tiefschwarzen, fast bläulich schimmernden Gelocks; aus dem Grunde ihrer Augen glomm und spielte es herauf wie der Feuerstrahlenwurf von Edelsteinen. Es hieß, ihr Gemahl trenne sich nie für einen Tag von ihr, sie begleite ihn stets auf seinen Reisen und sei durch das Wunder ihrer Schönheit vielfach der Gegenstand glühendsten Verlangens und königlicher Freigebigkeit der höchstgestellten Throninhaber Europas gewesen. Doch ihr Gatte hatte oftmals mit Stolz in großen, vornehmen Kreisen ausgesprochen, daß die Erde noch nie ein Weib von solcher Reinheit besessen, an dem jede Versuchung so ohnmächtig wie an einem Diamantfelsen zerschelle, das so über den Anhauch eines Verdachtes, nur in Gedanken ihre Unschuld und Tugend verletzen zu können, erhaben sei. Da seinem Blick, der erkennend in die geheimsten Regungen eines Menschengemüthes eindrang, nichts verborgen bleiben konnte, ließ sich kein unanzweifelhafteres Ruhmeszeugniß für die weibliche Makellosigkeit der Gräfin Cagliostro erdenken, und es konnte nicht Wunder nehmen, daß er hinzufügen durfte, in bald zehnjähriger Ehe habe seine leidenschaftliche Liebe zu ihr nicht abgenommen, sondern wachse von Jahr zu Jahr noch höher an. Denn es bedurfte bei ihr noch nicht der Anwendung des von ihm durch geheimnißvolle Mischung herge-

gestellten Schönheitselixirs, mit dem er alternde Frauen zur Jugend zurückversetzte. Seraphine Felichiani entwickelte sich vielmehr durch ihre eigene Natur zu noch immer höherem und reicherem Blüthenzauber.

Aus dem Orient, dem Vorleben des Grafen Cagliostro, ehe er den Boden Europas betreten, stammten seine übernatürlichen Fähigkeiten und Kenntnisse. Vor Allem umgab ihn der Ruf, daß er der größte und gewissermaßen einzige Arzt sei, dem es gelungen, in die letzten Tiefen des menschlichen Lebensprozesses einzudringen. Nicht allein durch unfehlbare Medikamente, in vielen Fällen auch durch das Auflegen seiner Hand, bloß durch seinen Blick vermochte er zu heilen; das größte, die Gemüther der Zeit im Innersten erregende Geheimniß der Wirkung durch den von Franz Anton Mesmer seit ungefähr einem Jahrzehnt entdeckten „thierischen Magnetismus“ befand sich in seinem Besitz. Doch leistete er seine ärztliche Hülfe niemals gegen einen äußeren Entgelt, sondern lediglich aus dem tiefen Drange, Beistand und Beschirmer der Leidenden zu sein, und er selbst wies die ihm dafür gezollte Bewunderung zurück, daß edelmüthige Uneigennützigkeit ihn so handeln lasse, da er nicht wissen würde, wozu er eine Bezahlung für seine Heilmittel anwenden solle. Dazu lieferte

allerdings sein öffentliches Auftreten in allen Ländern Europas den Commentar. Er mußte über unermeßliche Reichthümer gebieten, seine Reisen legte er stets mit einem Sechsgespann edelster Pferde und zahlreicher Dienerschaft zurück. Man sprach, daß Fürsten ihm Millionen geboten, um seines magischen und alchemistischen Unterrichts theilhaftig zu werden, doch er bedürfe keines Goldes von Andern, denn es stehe in seinem Belieben, jedes Stück Eisen in Gold zu verwandeln. Und obwohl er nach seinen eigenen Angaben erst vor ungefähr einem halben Jahrtausend zur Welt gelangt zu sein schien, ging doch die allgemeine Annahme dahin, er besitze Gründe, sein wirkliches Alter zu verschweigen, und habe schon der Erbauung der ältesten egyptischen Pyramiden durch den König Cheops dreitausend Jahre vor Beginn der christlichen Zeitrechnung beigewohnt.

* * *

Am Morgen nach der Ankunft des berühmten Gastes in der Amalienburg begab sich der Graf Saint-Germain seiner Gewohnheit nach schon zu früher Stunde auf einen Spaziergang nordwärts in den Buchenwald. Doch dehnte er seinen Weg weiter als sonst aus, bis an den Ruge Krog, trat in diesen ein und kam nach einem Viertelstündchen draus wieder hervor, von Henke Gorries begleitet,

der mit äußerst devoter und zugleich hochbefriedigter Miene seine abgezogene Mütze in der Hand hielt. Der Krugwirth deutete diensteifrig seinem vornehmen Besucher in eine Richtung, die derselbe einschlug, und zog hinter dem Rücken des Davongehenden eine von Seide gestrickte Börse aus der Tasche. Durch ihr Maschenwerk schimmerte es von Goldstücken; prüfend wog Henke Gorries ihr Gewicht in den Fingern und blickte noch halb wie ungläubig mit einem breitmäulig plumpen Grinsen dem Grafen nach.

Dieser bog von der Straße weglos in den Wald hinein, nicht weit, dann öffnete sich zwischen den Stämmen vor ihm ein kleiner lichterer Fleck. Strauchwerk aller Art wuchs drüber aus uneben gewelltem, mit Gras und Unkraut überzogenem Erdreich, da und dort sah ein bloßes, doch geringfügiges Stück alten Gemäuers aus dunkelbraunen Ziegelsteinen hervor. Offenbar eine verwucherte Trümmerstätte, auf der einmal vor Zeiten ein großer Bau gestanden; jetzt wies sie nur noch die kärglichen Ueberreste der alten Bischofspfalz „Groß-Gottorp", die vor bald einem Jahrtausend hier vom Erdboden verschwunden. Rundum wie grüne Säulen waren seitdem die mächtigen Buchenstämme drumher in die Höh' geschossen, gekommen und wohl auch schon manchmal wieder gegangen, doch

im Wechsel geblieben. Nur der blaue Himmel sah noch ebenso drauf nieder, wie einstmals auf Burgthurm und Giebelzinnen, und wie ehedem über diese warf die Sonne Goldfunken auf den unerkennbar gewordenen Schutt herunter. Es war eine feierliche Stille, ein Fleck, dazu angethan, sich mit träumerischem Gedanken-Umschweifen Vergangenes vorzustellen, Dinge und Menschen, von denen niemand mehr wußte, und die doch einmal gewesen, sehend und hörend, fühlend und mit klopfendem Blut, wie das Leben am heutigen Tag. Doch schien dies hier einzig durch ein Eichhorn vertreten, das hoch oben in einem Baumwipfel vorjährige verdorrte Bucheckern aufklaubte und die dürren Schalen leis herunterrascheln ließ.

Nun aber klang ein anderer, hellerer und lieblicherer Ton drein, denn der Graf Saint-Germain hatte sich an einen halbbesonnten Graswall hingelehnt, eine kostbar mit Gold und Edelsteinen ausgelegte Flöte hervorgezogen und begann darauf eine sanfte Weise zu spielen. Was der Ruf von ihm berichtete, gab sich als vollste Wahrheit kund; er bethätigte wundersame musikalische Befähigung, denn wie ein Ineinanderklingen verschiedener Instrumente tönte es durch die kleine Waldlichtung hin. Nun gleich Vogelstimmen und danach dem Singen des Windes im Eichenlaub, einem Wellen-

geflüster im Schilfrohr ähnlich. Und in der That, nach einem Weilchen begann es leis zwischen dürren vorjährigen Blättern in einer Einstülpung des alten Trümmergesteins zu rascheln, eine blau-gelbe Ringelnatter hob neugierig den züngelnden Kopf und bog sich in geräuschlosen Windungen näher dem Ursprungsort der unbekannten Töne zu. Auf der andern Seite kam ebenso eine Eidechse aus dem Gebröckel des Bodens hervorgeschlüpft, schwänzelte hurtig mit lugenden Augen an einem Mauerbruch in die Höh' und hielt dann, unbeweglich horchend, an. Der weißhaarige Urheber der lieblich lockenden Weisen nahm beide gewahr, denn seinem Blick entging nichts rings um ihn her, ohne daß er die Augen zu regen schien, und er freute sich sichtlich seiner Zuhörer, der Macht, die er über sie ausübte, nickte ihnen freundlich und spielte für sie auf der Flöte weiter.

Doch wieder nach einer Weile klang einmal aus einiger Entfernung ein stärkeres Blätterrauschen, drüben im Buschgezweig bewegte sich hörbar etwas Lebendiges von größerer Art, warf einen Schatten auf den besonnten Boden, kam Schritt um Schritt, wie an einem unsichtbaren Bande von den Tönen gezogen, heran. Dann stand Dorret Gorries da und sah mit reglos großblickenden Augen auf den Flötenspieler hin. Sie hatte, wie sie's gern that,

zwischen den alten Gemäuerresten gesessen; ihre Hand hielt ein kleines Häufchen Anemonen, die sie neben ihrem Sitz gepflückt und deren weiß-röthliche Farbe als ein Wiederspiel ihres Gesichtes erschien. In der Weise ihres Herzukommens aber lag etwas an das der Ringelnatter und der Eidechse Gemahnendes; gleich diesen trieb ein Zug der Natur sie, wie ohne Wissen und Willen.

Der Graf Saint-Germain setzte sein Spiel noch eine Minute lang fort, danach schaute er das Mädchen an, nickte ihm freundlich, wie vorher seinen beiden andern Zuhörern, und sagte: „Ah, Dorette, bist Du hier auch und hast gern, zu hören, was kann sprechen die Flöte? Es sind nicht viel, welche haben bekommen mit ein feines Ohr, es zu verstehn. Sie müssen können verstehen, was der Wind sagt zu den Blättern und was reden die Strahlen von der Sonne, wenn sie machen goldene Wellen in der Luft. Denn sie immer führen eine Sprach' alle, aber nicht Menschen viel wissen davon. Sie müssen sein selbst Kinder von Wind und Sonne, wie es sind hier die Lacert' und die unschuldige Schlang', die Keinem thut Schaden an mit Gift, man kann sie nehmen ruhig in die Hand."

Der Sprecher führte mit der Linken wieder die Flöte an die Lippen und blies leise, während

er die Rechte nach der jetzt nur auf Armeslänge von ihm befindlichen Natter ausstreckte. Sie wich nicht zurück, wie verzaubert ließ sie sich ohne eine Gegenregung von der Hand fassen und auf die Schulter des Spielenden legen, wo sie scheulos den Kopf ein wenig gegen die Flöte vorreckte. Und wie sie stand Dorret, ohne sich zu rühren und ohne Laut, bis der sonderbare vornehme alte Herr die Schlange sanft von sich zur Seite in's Gras abthat und von dem Wall aufstehend wieder sprach:

„Ich habe gesucht nach Dir, Dorette, darum ich bin gekommen hierher. Meine Augen die Kraft haben, zu lesen in Dir, was nicht sagt Dein Mund. Es ist nicht gern, daß Du Dich hältst auf im Haus von Deinem Vater, Ihr beide nicht habt Freundschaft für einand'. Er hat ein' Natur rauh wie der Nam' von seinem Krug, und Dir es nicht ist lieb, zu sein, wo trinken zu viel die Bauern und zu bringen ihnen die Gläser. Du lieber möchtest sein bei Menschen, die haben bessere Manier, nicht sprechen mit Dir roh und garstig. Denn Du selbst nicht bist von solcher schlechten Art, und darum ich habe hier gesucht, zu finden Dich und zu fragen, ob Du willst kommen zu mir auf das Schloß, wo ich kann brauchen Dich, zu halten in Ordnung hübsch meine Stuben und lernen bei mir, daß Du

kannst bekommen nachher vielleicht einen Dienst bei einer Hofdam' von Ihrer Königlichen Hoheit, der Frau Landgräfin."

Dorret war beim Zuhören eine Röthe über das Gesicht heraufgezogen, die sich während der letzten Worte des Sprechers dunkler vertiefte. Ungläubig brachte sie stotternd hervor: „Ich soll — auf das Schloß — Sie wollen mich, Herr Graf —?" — die Anrede hatte sie aus dem Munde des Landgrafen vernommen — „bei der Königlichen —?" In ihren Silberaugen leuchtete es staunend und wie verlangend auf, doch dann schüttelte sie den Kopf: „Der Vater läßt mich nicht aus dem Haus weg. Nicht weil er mich — weil ich seine Tochter bin — aber er muß sonst jemand anders für Lohn haben."

Doch Saint-Germain fiel ein: „Ich schon habe gesprochen mit Deinem Vater und er schon hat gewilligt ein, gern. Es ist nothwendig mehr nichts anders, als ob Du willst kommen mit mir, Dorette."

Jetzt durchlief ein plötzliches Zittern das Mädchen vom Kopf bis zum Fuß hinunter. Man gewahrte, sie besaß dem Sprecher oder der Aufforderung gegenüber, die er an sie gerichtet, keinen Willen, sondern ward, wie sein Flötenspiel sie herangezogen, auch von einer Uebermacht getrieben, ihm zu folgen. Nur kam ihr noch gestottert von

den Lippen: „Mein Onkel in der Stadt — den muß ich noch erst fragen —“

Der Graf erkundigte sich, wer das sei und wo er wohne; dann erklärte er sich sogleich bereit, mit Dorret zu dem Onkel zu gehn, und nach wenig Augenblicken lagen die Ueberbleibsel der alten Pfalz in ihrer gewöhnlichen verlassenen Waldesstille. Die Beiden schlugen, den langen Lollfuß vermeidend, die Straße über die Höhe ein, von der sie gradab zur Altstadt herunterstiegen und rasch durch das kurze Gassengeflecht derselben auf den Holm gelangten. Dorret ging lautlos neben ihrem Begleiter, wohl mit offenen Augen, doch als ob sie nachtwandle; so kamen sie zu der kleinen Runde niedriger Häuser auf der stillen Halbinsel, wo kaum ein anderes Geräusch erscholl als das Anglucken des Wassers in den schmalen Bootrinnen, die sich von der breiten Schleibucht als gesicherte winzige Häfen neben jedem Hause gleichartig heraufzogen. An dem seinigen saß Pidder Sövenbroder, sein Netz ausflickend; er sah verwundert die beiden Kommenden an. Der Graf Saint-Germain erkannte ihn sofort wieder und begrüßte ihn: „Ah, ist Er der Onkel von Dorrette, der mir hat gezeigt neulich im Wald, warum ich bat Ihn. Ich wieder komme, zu bitten, aber nicht für mich, für Sein' Nichte, was wird sein zu Gutem

für sie. Denn mir es thut leid, sie zu sehn im Haus von ihrem Vater nicht an ihrem richtigen Platz."

Er wiederholte, was er dem Mädchen vorher im Wald gesagt; der Fischer hörte ohne Wort zu, nur ein paarmal die kurze Pfeife aus den Zähnen herausziehend und Rauchwolken wegblasend. Dann, als Saint-Germain schwieg, erwiederte er:

„So, Herr, thut Ihnen das leid? Ja, das kann es denn Einem auch wol thun. Und Sie meinen, Herr, sie wär' da im Ruge Krog nich an ihrem richtigen Platz? Ja, wenn Sie das meinen, dann werden Sie ja wol auch recht damit haben. Dagegen kann man nix sagen."

Er drehte den Kopf nach dem Wasser, das in langen flachgestreckten Wellen von der Schlei hereinkam, gegen sein Boot angluckte und es leicht hob und senkte. Dazu nickte er: „Wie das immer kommt und geht. Ein' Augenblick is es weg, dann is es wieder da. Das hat es so an sich; bloß wenn der Wind mal nich geht, is es so 'ne Zeitlang still. Aber wenn die Luft wieder da is, bleibt es immer bei seiner Art."

Pidder dampfte wieder aus seinem „Näsenböter" und sah danach den Grafen an. „Auf's Schloß wollen Sie meine Schwestertochter mitnehmen, Herr? Sie sagten, auf's Schloß Gottorp?

Ja, weil's Ihnen so vorkommt, Herr, daß sie im Krug nich an ihrem richtigen Platz ist."

Er entdeckte an einer Stelle seines Netzes einen übersehenen Fehler, bückte sich und „knüttete" daran. Dann richtete er sich lang in die Höh', es sah aus, als wachse er noch einen Schuh über seine vorige Größe auf. „Was Sie da meinen, Herr, das is sonderbar. Aber Sie haben gesagt, das wär' zum Guten. Das wär' es nich, wenn sie im Krug bleibt, nich zum Guten. Aber darum brauchte sie nich auf's Schloß, sondern könnt zu mir kommen. Sie glauben, es wär' besser auf's Schloß für sie; das kann ja möglich sein. Bei mir sind bloß Fische und ich, das is man wenig. Sehn Sie, Herr, das da mit dem hellblauen Rücken is eine Silbermöve. Die hält sich nich bei den Häringsmöven und hat auch einen andern Flug. Was ich meine, das is —"

Pidder Sövenbroder hatte nach einem weißglänzend großen, mit ruhigen Flügelschlägen vereinzelt über die Schlei hinsegelnden Vogel gedeutet. Nun zog er stark an seiner Pfeife und wiederholte noch einmal: „Was ich meine, das is, sie muß das selber am besten wissen." Und er sah Dorret an.

Sie nickte nur stumm dazu und ging mit den Augen über die weite, sonnige Wasserfläche der

davonziehenden Silbermöve nach. Der Fischer nahm den Südwester vom Kopf, um sich ein paarmal mit der Hand über das flimmrig graue Haar zu fahren. Dann sagte er: „Na ja, Du mußt es am besten wissen, Dorret; das is ja auch noch was näher zu mir, als vom Krug her. Dann geh' mit dem Herrn auf's Schloß hin."

Die Miene des Grafen Saint-Germain drückte Befriedigung aus, und er äußerte: „Er ist ein Fischer nur, aber ich gehört habe, Er ist ein Mann, welcher hat guten Verstand. Ich noch will besorgen für Sein' Nichte ein andres Kleid, besser passend bei Hof; sie soll noch bleiben hier bei Ihm bis zu Abend, dann ich komme wieder, sie zu nehmen mit mir in's Schloß, und ich bin der Hoffnung gewiß, es wird sein zum Guten."

VI.

Die gleichzeitige Anwesenheit des Grafen Alessandro Cagliostro und des Grafen Joseph Saint-Germain auf Gottorp bildete ein Ereigniß, auf das in der That die Welt, soweit sie davon Kenntniß erhielt, gleichsam mit verhaltenem Athemzug hinblickte und hinhörte. Wie ein Lauffeuer flog die Nachricht durch die Umgegend, in die benachbarten Städte, wie auf die ländlichen Adelssitze, und zog Vornehme und Geringe herbei, um die beiden geheimnißreichen Persönlichkeiten in der Nähe oder aus der Ferne mit eignen Augen zu sehen. Auf den Straßen wanderte es karawanenähnlich zu Wagen und zu Fuß der Stadt Schleswig zu, deren Wirthshäuser und Herbergen bereitwillig der ungewohnten Zahl von Gästen die Thüren öffneten; täglich sahen die Schloß-

tafel und das Neuwerk große Gesellschaft und Festlichkeit. Der Landgraf Karl befand sich fast stets wie in einem rauschartigen Zustand; sein höchstes Lebensverlangen hatte die erdenkbar beste Förderung gewonnen und verhieß ihm in vollendete Erfüllung zu gehen. Wenn der Abend herankam, fuhr er in Begleitung seiner beiden hochberühmten Gäste zu Boot nach Louisenlund hinüber; dort verbrachten sie viele Nachtstunden zusammen in dem unterirdischen Laboratorium des alten Thurmes, und Rauch und Feuerfunken wirbelten beständig aus einem Schlotrohr in's Dunkel. Der Statthalter war ‚Meister vom Stuhl‘ der schleswigschen Freimaurerloge, die ihre Zusammenkünfte gleichfalls auf Louisenlund hielt, und er lud einige der zu den höheren Graden vorgerückten ‚Brüder‘ ein, den nächtlichen alchemistischen Arbeiten mit beizuwohnen. Durch jene verlautete da und dort ein Wort darüber, was in dem Thurmgelaß geschah, und kam auch zur Kunde, dem Grafen Cagliostro sei gelungen, wonach der Graf Saint-Germain bis heut' immer noch umsonst gestrebt, einige, wenngleich nur kleine Körner reinsten, gediegenen Goldes in seinem Schmelztiegel zu erzeugen. Der Landgraf habe selbst das Gold geprüft und für den Urheber desselben die höchste Verehrung gefaßt, welche diejenige für Saint-Germain noch zu über-

steigen im Begriff stehe. Und es flüsterte wohl Einer dazu: Der Wunsch, dies Resultat zu erzielen, möge als eigentlichster Beweggrund den Grafen Cagliostro zu der weiten Reise von Italien hierher veranlaßt haben und der ältere Meister im Innern von dem Besuch des jüngeren nicht so beglückt sein, wie er äußerlich erscheine. Vor Anbruch der Morgendämmerung zog dann das fürstliche Gondelfahrzeug, von rothem Fackellicht umlodert, wieder nach Gottorp zurück, das, wie das Neuwerk, in den Vormittagsstunden still und fast wie unbelebt dalag, weil es galt, den versäumten Nachtschlaf einzuholen und diesen nicht durch Geräusch zu stören. Doch gegen die Mittagsstunde ward es in Schloß und Park lauter und lebendiger als je, oft zur Rathlosigkeit des Grafen Ahlefeld-Langeland, der sich als ‚maître de plaisir‘ den Kopf zerbrechen mußte, welche neue Belustigung er den zahlreichen Gästen bereiten solle. Und auch als Kassenverwalter hatte der Hofchef mancherlei Noth und Sorge, denn der Inhalt der landgräflichen Schatulle erlitt tägliche Einbußen noch nie dagewesener Art. Freilich erheischten die fortwährenden Festlichkeiten viel, aber sie erklärten eine so übermäßige Abnahme der Gold- und Silberrollen von Tag zu Tag doch nicht. Augenscheinlich mußte der Landgraf auch seinen Schlüssel zur Kasse sehr häufig benutzen, und der

Hofchef begriff nicht, wo das Geld blieb, es schien nach dem Sprüchwort „zum Schornstein hinauszufliegen".

Das Schloß bildete nur den hochragenden Mittelpunkt von Gottorp, rundhin umschlossen noch von einer beträchtlichen Anzahl andrer, kleinerer Gebäude, einem Theater, dem Marstall, Zeughaus, Cavaliers-, Beamten-, Dienerschafts-, Wacht- und Waschhäusern. Das größte und stattlichste dieser Nebengebäude mit hoher aufgetreppter Giebelfront diente allein dem Grafen Saint-Germain zur Wohnung, und darin hantirte nun Dorret Gorries als weibliche Hausordnerin oder „Demoiselle", wie der Graf sie von seinen übrigen Dienern benennen ließ. Er hatte ihr eine sehr bevorzugte Stellung eingeräumt und versah sie mit Allem, dessen sie bedurfte. Aber eine Freudigkeit, wie sie's wohl erwartet hatte, brachte der Tausch mit dem Ruge Krog ihr nicht. Sie war im Abenddunkel in das Haus gekommen und seitdem gleich einer Gefangenen darin, denn sie durfte es nicht verlassen, nur aus den Fenstern über die Wasserumrahmung Gottorps nach den Wipfeln des Neuwerk hinübersehn, und sie sehnte sich aus der Stubenenge nach ihrem Wald, der einsamen Anhöhe drüben mit dem weiten, ahnungsvollen Rundblick umher; ihr kam selbst der Vergleich, sie sitze wie ein im Käfig gefangener

Vogel. Doch dem Verbot des Grafen zuwider zu handeln, wagte sie nicht, denn sie hatte keinen Willen, wenn er sie etwas thun oder lassen hieß; sie mußte ihm gehorchen, wie seine eigne Hand. Er war gütig und freundlich gegen sie; viel sah sie ihn nicht, aber er rief sie doch täglich einmal für eine Stunde zu sich und gab ihr Anweisungen, wie sie sich benehmen, ihre Glieder bewegen, sich verneigen müsse, wenn sie sich zu einem Dienst am Hofe vorbereiten wollte. Das begriff und lernte sie mit angeborenem Geschick, fast zur Verwunderung ihres Lehrmeisters; er zeigte sich täglich mehr zufrieden, schenkte ihr als Belohnung Ringe und kleine Schmucksachen mancher Art. Andres merkte sie nicht, daß er im Gespräch mit ihr auch geistig an ihr formte und modelte, ihre Sprechweise verfeinerte, nach mancherlei Richtungen hin ihre ländliche Unwissenheit belehrte. Er flößte ihr ein Gefühl von Ehrfurcht, Dankbarkeit und Zuneigung ein, doch zugleich fürchtete sie ihn. Und trotz ihrem Verlangen, draußen sein zu können, fürchtete sie sich jetzt auch allmählich davor, im hellen Tageslicht aus der Thür zu treten und am Schloß vorüber zu gehn. Es kam ihr zum Bewußtsein, was für ein geringfügiges Geschöpf sie sei; sie begriff nicht mehr, wie sie so scheulos vor dem Wagen der höchsten Herrschaften habe dastehen

können, und bangte jetzt zurück, ihnen wieder zu begegnen. Bei Nacht, im Dunkel hätte sie sich wohl hinaus getraut, aber dann lockte es sie auch nicht aus dem Haus, nur die Sonne that's.

Doch als sie bald eine Woche lang so in ihrem Käfig ausgeharrt, setzte es doch einmal ihre Folgsamkeit auf eine zu harte Probe. Die Tage des vorschreitenden Maimonats verlängerten sich immer mehr, und die Nächte waren sehr kurz; schon mit dem Beginn der vierten Morgenstunde kam im Osten der rothe Schein am Horizont herauf. Dazu schlugen unablässig die Nachtigallen im Neuwerk, bald näher, bald ferner rief der tiefflötende Ton über das Wasser her. Dorret hörte es bis in ihre Kammer herein, ihr war, der Gesang habe sie aufgeweckt, und sie konnte nicht wieder einschlafen. Horchend lag sie, dann sprang sie, unwiderstehlich getrieben, jählings vom Bett, kleidete sich rasch an und schlich geräuschlos die Treppe zur Hausthür hinab. Das enge Gebäude nahm ihr den Athem, sie mußte in's Freie, wenigstens ein paar Schritte weit, um die frische Luft vom Wald her in die Brust einzuziehn. Alles schlief; Schloß und Häuser umher standen todtenhaft laut- und reglos, nur die Lebensfarbe des frühen Taglichtes floß immer heller drüber. Es zog sie um eine Ecke und weiter;

ihr kam's erst zum Bewußtsein, als sie sich auf der Brücke des nach Norden führenden Dammes befand. Erschrocken wollte sie umkehren, aber statt dessen lief sie im nächsten Augenblick hurtig gradaus fort, in die ersten vor ihr liegenden Bosquetanlagen des Neuwerks hinein. Hier verdeckte sie das schon dichter grünbelaubte Gebüsch, und sie schritt ruhiger durch die verlassenen Gänge weiter, die breiten meidend und die schmalgewundenen an der Seite aufsuchend. Ihr Schulweg vom Ruge Krog zum Lollfuß hatte sie täglich früher an der östlichen Parkmauer entlang geführt, doch drinnen war sie nie gewesen, nur an halbverfallenen Stellen des Gemäuers ihr Blick herübergegangen, die da und dort halb sichtbaren sonderbaren Steingestalten zu bestaunen und auf das Rauschen der springenden Wasser zu hören. Immer hatte das Neuwerk etwas Verzaubertes für sie besessen, als müsse ein wunderbares Geheimniß drin verborgen sein; das war ihr heut Morgen aufgewacht, zog ihr den Fuß vorwärts. Sie ging auf verbotenen Wegen, und ihr Herz klopfte schneller, doch ein Stimmengejubel ringsumher übertönte seinen Schlag. Nicht nur die Nachtigallen, auch alle andern Vögel in den Bäumen, Drosseln, Finken, Zeisige, Grasmücken, begannen zu singen, zu schmettern und zu zwitschern

Ein hundertfacher Morgengruß war's, der aufgehenden Sonne entgegen; die Lernäische Schlange und der gigantische Herkules standen noch im Schatten, doch die oberste Spitze seiner hochaufgereckten Keule ward von einem ersten Strahl gefaßt, daß sie wie eine goldene Flamme über den ganzen Park loderte.

Dorret nahm sich noch höher und schlanker aus, als früher. Der Graf Saint-Germain hatte mit feinem Verständniß eine Kleidung für sie herstellen lassen, die sich ihrer körperlichen Erscheinung eigenartig anpaßte. Ihr Obergewand war von einfachem, einer Dienerin angemessenem Stoff, und doch ließ es nicht an eine solche denken. Ebensowenig indeß an die modische Unnatur einer Dame, eher an ein Geschöpf, wie es sich die Phantasie, die Dichtung aus Gegenständen der Natur hervorgestaltete, eine Dryas oder sonstige Nymphe des Feldes. Die Farbe und der Zuschnitt des Kleides übten diese Wirkung; es besaß einen matten Bastglanz, an den Stamm einer noch jungen Birke erinnernd oder an Dünensand, denn im Verein mit der Farbe des Gesichtes und der Augen weckte eine scheinbare fließende Bewegung des Gewandes mehr noch die Vorstellung einer Najade oder nordischen Meerfrau. Offenbar trug das Mädchen darunter nicht mehr die verunstaltenden, bei den

Bauerntöchtern landesüblichen dicken Röcke; eine weiche Wellenlinie ging von der uneingezwängten Brust über die Hüften hinab; die ganze Gestalt war sittig verhüllt und doch sich bei einer schnelleren Regung anmuthreich ausprägend. Der Blick des Landgrafen hatte richtig erfaßt, die auffallende Sonderart Dorrets würde erst durch andere Bekleidung deutlicher zum Ausdruck gelangen.

So morgenfrüh und -frisch war's noch, an allen Halmen und Blumenblättern blitzten Thaudiamanten; trotz dem Vogelgesang lag Stille für das Ohr weitum. Nicht Tag war's, sondern sonnenhelle Nacht; auch die Schmetterlinge empfanden, das aufweckende Licht sei nur Täuschung, ein Pfauenauge schlug, auf einer Primel sitzend, die buntäugigen Flügel einmal auseinander und klappte sie wieder zu, ohne sich noch weiter zu regen. Dorret hatte drauf hingesehen; sie kannte, wie alles Leben der Natur, den prächtigen Falter genau, aber ihr war's, als habe aus dem kurz wahrnehmbaren Farbenschmelz desselben heut' und hier etwas fremd Geheimnißvolles aufgeleuchtet. Unweit daneben standen eben erblühte weiße Narzissen; halb ohne Wissen pflückte sie eine davon und zog ihren Geruch ein. Doch auch der Duft des schneehellen Kelches war heut' und hier anders, wie drüben hinter den hohen Waldkronen im Garten des Ruge

Krog. Und wie Alles besaß sein Anblick etwas Märchenhaftes, als habe sie noch nie vorher eine Narzisse gesehen.

Da schrak Dorret zusammen. Um eine Buschecke her scholl ein knisternder oder leicht klirrender Ton auf dem Weg, ein Fußtritt. Es kam jemand, und zunächst dachte sie an den Grafen Saint-Germain. Freilich, der konnte es doch kaum sein, sondern wohl eher ein Gärtner, ein Parkaufseher. Aber auch diese Vorstellung ließ ihr das Herz klopfen; ihr war's, wie sie auf die Blume in ihrer Hand sah, plötzlich, als ob sie etwas streng Verbotenes und Strafbares im fürstlichen Garten begangen habe. Ihr Blick ging eilig nach einem Zufluchtswinkel herum, traf auf einen hohen und ziemlich breiten, leeren Steinsockel, neben dem eine von ihm herunter gestürzte Figur auf einer kleinen Rasenausrundung lag. Das Gras wuchs langhalmig drumher, der Randweg hier gehörte zu den selten mehr besuchten Stellen des Neuwerks, wo die alte Herrlichkeit schon seit Langem in Verfall und Verwilderung gerathen. Mit raschem Sprung flüchtete sich Dorret auf den Sockel zu und duckte sich hinter ihm nieder, denn der Schritt kam jetzt dicht vor ihr um den Buschrand. Dann erschien der an diesem Hervortretende, doch weder der Graf war's, noch ein Gärtner oder Aufseher, sondern ein

junger Offizier, den sie schon einmal vor noch nicht langer Zeit gesehen hatte; sie wußte auch wo, drüben auf der Höhe, als der Landgraf um die brennende Scheune geritten. Ihr war aufgefallen, daß er allein von allen kein weißgepudertes Haar trage, daran erkannte sie ihn gegenwärtig beim ersten Blick wieder.

Cay Sehestedte liebte die Morgenfrühe, die Stille und Einsamkeit des Parkes in ihr, auch den Vogelgesang, der die aufgehende Sonne begrüßte. So besuchte er das Neuwerk öfter um diese Zeit, und die breiten, elegant gehaltenen Promenaden in der Mitte zogen ihn weniger an, als die mäandrisch gewundenen, da und dort halb verrankten Seitenpfade. Langsam schlendernd, ging er an der kleinen Lichtung vorüber, und Dorret athmete beruhigt auf, wenn auch sein Erscheinen ihren ersten Schreck nicht vermehrt, sondern eher vermindert hatte. Von ihm hier betroffen zu werden, hätte sie sich noch am wenigsten gefürchtet.

Aber nun hielt er, schon fast vorüber geschritten, den Fuß und schaute zurück. Die Statue im hohen Gras zog heut' seine Aufmerksamkeit an; er hatte sie wohl schon öfter daliegen gewahrt, ohne sie zu beachten, doch jetzt trat er hinzu. Es war keine hohe olympische Gottheit, sondern irgend eine Nymphe mit einigen gepflückten Blumen in der

Hand. Sie nahm sich in ihrer Lage eigenthümlich aus, nicht als ob sie durch eine Gewalt vom Sockel niedergestoßen, vielmehr selbst heruntergestiegen sei, um sich zu einem Ausruhen von ihrem langen Stehn auf den weichen Grund hinzustrecken. Wie in ein Blüthenbett, denn zwischen dem Grasgehälm dicht emporgeschossene langgestielte goldgelbe Ranunkeln bogen sich über ihrer schönen, gewandentblößten Brust, als suchten sie diese zu verdecken, zusammen, und kleine Vergißmeinnichtkelche schienen sich in das lang am schmalen Gesicht herabfließende, lose Haar einflechten zu wollen. In dem Verfall — die Füße und einer der Arme lagen zerbrochen — war's ein poetisches Bild und merkbar auch Cay Schestedte empfänglich dafür, es so aufzufassen.

Was mochte das anmuthige Steinbild so herabgestürzt haben — Sturm oder Verwitterung oder rohe Menschenfaust? Prüfend sah er nach dem leeren Postament, doch da stutzten seine Augen. Die Gewandung Dorrets ragte etwas aus ihrem Versteck hervor, mechanisch machte er einen raschen Seitenschritt und gewahrte sie hinter dem Stein kauern. Indeß unwillkürlich hob das Mädchen sich zugleich vom Boden auf und stand danach reglos mit niedergeschlagenen Augen aufgerichtet da.

Es hatte in der That seltsam Ueberraschendes und machte begreiflich, daß der junge Offizier sich nach seinem Gesichtsausdruck im ersten Augenblick die Frage stellte, ob eigentlich die im Grase liegende Steinfigur oder die vor ihm stehende Gestalt von dem Sockel heruntergekommen sein möge. So genau entsprach die letztere in Allem der Vorstellung einer lebendigen Dryade, und die Phantasie des jungen Offiziers war sichtlich lebhaft erregbar.

Doch dann erkannte auch er in andrer Tracht das Bauernmädchen wieder, nach dem er bei dem Scheunenbrand den Blick zurückgedreht, und ihm kam vom Mund: „Warum hast Du dich versteckt? Fürchtest Du Dich vor mir?“

Sie schüttelte den Kopf. Ein vornehmer Herr war's, allein ihr gerieth's nicht in den Sinn, sich vor ihm so zu verneigen, wie der Graf es sie gelehrt. Sie wünschte, fortzukommen, aber auch das wußte sie nicht in's Werk zu setzen und blieb stumm wie zuvor auf dem Fleck stehn. Nun fragte er hörbar mit einem Ton der Verwunderung wieder:

„Wie kommst Du hierher — zu dieser Zeit — und zu der andern Kleidung, als in der ich Dich neulich sah?“

Darauf gab sie Antwort, wo sie sei und wie es geschehn, daß sie hierher gerathen. Und nach

einem kurzen Anhalten fügte sie nach: „Bitte, sagen Sie es nicht dem Herrn Grafen, denn er hat's mir verboten. Aber ich konnt's nicht anders, die Nachtigallen sangen hier so. Ich bin erschrocken genug gewesen und thu's sicher nicht wieder."

Dabei schlug sie zum erstenmal die Augen auf und sah ihm in's Gesicht, als habe sie Zutrauen zu ihm, er werde ihre Bitte erfüllen. Er entgegnete nichts; in seinen Zügen drückte sich etwas aus, wie wenn er noch nicht zu klarer Besinnung gelangen könne, ob die absondere Erscheinung vor ihm Wirklichkeit sei oder er sie, in einem halb wachen Traum hier neben dem leeren Sockel stehend, sich nur einbilde. Sein Kopf wandte sich nach der Nymphe im Grase um, ließ die Augen über Gesicht und Gestalt derselben hingehen, dann sah er Dorret wieder an.

Nun machte sie eine Bewegung, sich zu entfernen, doch gleichzeitig trat er rasch dicht vor sie hin und sagte: „Darfst Du Blumen hier abpflücken?"

Sie fuhr, den Blick auf ihre Hand niederschlagend, zusammen und erwiderte halblaut: „Nein."

„Warum thust Du es denn, da Du weißt, daß Du es nicht darfst? Wenn Dir ein Aufseher begegnet —"

Er streckte die Hand vor, nahm ihr die Narzisse aus den Fingern und setzte hinzu: „So — ich habe Deine Unvorsichtigkeit gut gemacht — und ich werde auch dem Grafen Saint-Germain nicht sagen, daß Du sein Verbot übertreten hast. Bleibst Du bei ihm im Haus?“

Dorret nickte: „Ja — ich möchte nicht wieder draus fort.“ Es kam ihr urplötzlich, sie hatte es bisher noch nie empfunden, aber sie wußte auf einmal, daß sie nirgendwo anders mehr sein wolle. Jetzt fiel's ihr auch ein, sich mit einem Knix von dem vornehmen Herrn zu verabschieden, doch er fand offenbar kein Gefallen daran, denn er sagte: „Laß das — wenn wir uns wieder begegnen — es paßt nicht zu Dir, zu Deiner Kleidung. Deine Schwester thät' es nicht.“

Nun ging Dorret in der Richtung des Parkausganges davon, zuerst langsam; als sie um eine Ecke gebogen, lief sie. Die letzten Worte waren ihr unverständlich gewesen, denn sie besaß keine Schwester und ebenso die Aeußerung: „Wenn wir uns wieder begegnen,“ da sie kaum vorher betheuert hatte, sie werde sicher dem Verbot des Grafen nicht nochmals zuwider handeln. Aber sie fühlte sich dem jungen Offizier dankbar; unfraglich hatte er's gut gemeint, daß er ihr die Blume, die sie unbedacht in der Hand behalten, weggenommen. — Sie kehrte sich

noch einmal um, als komme ihr etwas, wonach sie zurücksehe; indeß Busch und Baum schlossen hinter ihr den Weg mit einer grünen Wand ab, und wiederum langsamer wanderte sie dem Schloß zu. Es war so schön im Neuwerk, ganz wie sie es sich als Kind immer vorgestellt und das Herz ihr beim Hereinblick über die Mauer geklopft, daß etwas Geheimnißvolles darin verborgen sein müsse. Gefunden hatte sie das allerdings nicht, nicht die Zeit gehabt, sich danach umzusehn, aber sein Vorhandensein war ihr gewisser als je geworden. Und sie hegte merkwürdiger Weise gar keine besondere Furcht vor der Entdeckung ihres Ungehorsams mehr, sondern begab sich, ohne daran zu denken, die köstliche Morgenfrische in tiefen Zügen einathmend, nur Schritt um Schritt weiter.

Cay Sehestedte war noch auf der kleinen Rasenausrundung stehen geblieben und betrachtete wieder die in ihrem goldenen Blüthenbett hingestreckte Nymphe. Danach wandte er den Blick gegen den Sockel hin, doch nicht auf die leere Platte, sondern ein wenig an der Seite desselben vorbei. Und dann sah er sich einmal plötzlich mit halb verwirrtem, sonderbarem Augenausdruck um, wie jemand, den ein Gefühl anrührt, es müsse etwas hinter ihm stehn.

Aber es befand sich nichts da, als sein Schatten, den die jetzt höher gestiegene Sonne lang über die

kleine Lichtung hinstreckte. Er hatte vergessen, die weiße Blume, wie es wohl in seiner Absicht gelegen, in's Gebüsch zu werfen, hob sie gedankenlos gegen sein Gesicht auf und roch daran. Nach Narzissenart war ihr Duft äußerst lieblich, als ob die ganze Frühlingsschönheit des Morgens draus anhauche. Und aus dem Stengel floß es mit einer leisen Wärme hervor, wie wenn die Sonne diese schon in ihn hineingestrahlt habe. Doch konnte das nicht wohl sein, sondern die Wärme stammte vermuthlich noch von der Hand, welche die Narzisse vorher gehalten.

VII.

Die Zeit war voll von seltsamen Dingen und Menschen mit wunderbaren Kräften. Das Jahrhundert hatte mit der theosophischen übernatürlichen Sehergabe Emanuel Swedenborgs begonnen, dessen Stimme gleichsam als ein vom hohen Norden herabtönendes Präludium eines großen, ganz Europa überhallenden thaumaturgischen Concertes erklungen war. Wie Johannes der Täufer der Verkünder seines größeren Nachfolgers gewesen, hatte der schwedische Bischofssohn der Zeitstimmung den leitenden Accord gegeben, die dürre und enge Nüchternheit der Menschheit nach dem dreißigjährigen Kriege mit einem von der Kirche unabhängigen Drange nach dem Uebersinnlichen, Mystischen ergriffen; ohne seinen Vorangang hätte das Verlangen der Gemüther

nicht diese allgemeine gleichartige Richtung im Fürstenpalast wie im Bürgerhause eingeschlagen. Als eine mächtige Resonanz erscholl ihm vom Süden her, aus der Schweiz, der begeisterte Ueberschwang des Züricher Diaconus Johann Kaspar Lavater, des weitberühmten Physiognomikers, theologischen Rationalisten, Vorkämpfers religiöser Toleranz und Freundes Johann Wolfgang Goethes, sowie vieler andrer bedeutendster Männer der Zeit. Wenige glichen ihm an Einflußmacht auf die Vorstellungen, Empfindungen und Gedanken seiner in deutschen Landen Mitlebenden; sein Wort war für sie das der höchsten, aus der Gemüthstiefe geschöpften Geisteserleuchtung, sein Ohr vernahm die Stimme der Geisterwelt, die ihm ihre Erkenntniß vertraute. Er erkannte zuerst auch die geheimnißvolle Naturkraft, welche dem schwäbischen Forsthütersohn Franz Anton Meßmer verliehen worden, der durch eine Abhandlung ‚de influxu planetarum in corpus humanum‘ in Wien den medicinischen Doctorgrad erlangt hatte, und vor Allem der rastlosen Bemühung und Unterstützung von Seiten Lavaters verdankte die Wunderentdeckung des „thierischen Magnetismus“ ihren Triumphzug durch ganz Europa. Doch kaum minder erfüllte der Ruhm des vormaligen graubündener ‚seeleifrigen Pfarrers zu Klösterle‘ und gegenwärtigen bischöflichen Hof-

kaplans zu Regensburg, Johann Joseph Gaßners, die Welt, der, mit höchster Beschwörungsgewalt ausgerüstet, zum Heil der Menschheit einen Vernichtungskampf gegen alle bösen Geister und die von ihnen gehandhabten tödtlichen Krankheiten aufgenommen hatte, und mit fast noch größerem Erfolg widmete sich der nämlichen Thätigkeit Johann Georg Schrepfer in Leipzig. Er zeigte, daß es dazu keiner gelehrten Vorbildung, sondern nur der übernatürlichen Begabung bedürfe, denn er war ein einfacher Kaffeewirth in der Klostergasse, früher Kellner in einem Gasthause gewesen, in welchem eine Freimaurerloge ihre Versammlungen abgehalten, und unter die dienenden Brüder derselben eingereiht worden. Doch scheue Ehrfurcht der ganzen Stadt umgab ihn; staunend vernahm man in ferner Weite von den Wundern, die er täglich vollbrachte, der Heilung unrettbar Erkrankter, der Teufelsaustreibung Besessener, der Voraussagung kommender Ereignisse und Offenbarung tiefstverborgener Geheimnisse. Noch manche andere Namen gesellten sich als kleinere diesen großen als Gegenstände der Bewunderung in engeren Kreisen hinzu; wohin das Auge sah, das Ohr hörte, war die Zeit, gewissermaßen die Luft angefüllt mit Erscheinungen aus dem Grabe, Geisterbeschwörung und Exorcismus, Magnetismus und

Somnambulismus, Cabala und Zaubermitteln, Elixiren, Materien, die zu Gold und Edelsteinen verwandelten, überirdischen Kräften und Wundern.

Die beiden unbestritten gewaltigsten Machthaber über das alles aber bildeten die Grafen Joseph Saint-Germain und Alessandro Cagliostro. Sie waren die von der gesammten Welt anerkannten souveränen Beherrscher der Geisterwelt und ihrer Mysterien, zwei den Naturgesetzen nicht Unterworfene, denen gegenüber selbst die Sense des großen Schnitters alles Lebendigen sich seit Jahrhunderten, vielleicht schon seit Jahrtausenden ohnmächtig erwiesen. Auf sie hatten die Weckrufe Swedenborgs und Lavaters alle Gemüther bereitet, wie Jehochanan, der Prediger in der Wüste, das Volk Israel auf das Kommen des Erlösers von der Gewalt des Todes, des Parakletos, des Messias. Und kaum bestand irgendwo ein Zweifel, daß derselbe erschienen sei, der Alleswissende und Könnende, der Schirmer und Schützer der Menschheit wider all' ihre Feinde, der Herr und Obsieger jeder dämonischen Tücke. Nur wen von jenen Beiden man als den Höchstgebietenden, den eigentlichen Messias anzusehen habe, unterlag noch nicht der allgemeinen Entscheidung.

Selbstbegreiflich indeß ward diese Frage gegenwärtig an keiner andern Stelle Deutschlands so

vielfach und lebhaft erörtert, als in Gottorp und der Stadt Schleswig, und wer Gelegenheit fand, öfter als Ohrenzeuge dabei zu sein, konnte sich nicht wohl der Empfindung verschließen, daß die überwiegende Meinung sich von Tag zu Tag mehr der höheren Rangordnung des Grafen Cagliostro in der Beherrschung der Naturkräfte und der Geisterwelt zuneige. Auch der Landgraf Karl von Hessen erregte deutlicher den Eindruck, sich diesem Gefühl und einer daraus aufwachsenden Erkenntniß nicht entziehen zu können. Er erwies wohl seinem schon vierjährigen berühmten Schloßgast die gleiche Respectsbezeugung wie zuvor, doch merklich stach sie gegen die bewundernde Ehrerbietung ab, die er bei seinem Zusammensein mit dem neu hinzu Gekommenen an den Tag legte. Einer der Hofcavaliere verglich nicht unzutreffend den letzteren mit der über den Horizont aufgestiegenen Sonne, die ihre Leuchtkraft gegen den hoch am Himmel stehenden Vollmond emporfunkeln lasse und mit jedem Strahlenwurf sein Licht etwas an Glanz verminderere. Doch die beiden derartig in einen Gegensatz zu einander Gestellten schienen selbst ohne irgendeine Ahnung davon zu sein. Sie begegneten sich wie am ersten Tage, der Wirth mit ausgesuchter Aufmerksamkeit und Vorsorge für alle Wünsche seines Gastes, und dieser jenem mit der

ehrfürchtigen Unterordnung des sich als Jünger Bekennenden unter den Meister.

In der Stadt Schleswig aber gingen Erzählungen wunderbarer Geschehnisse von Mund zu Mund, die sich auf dem Schloß, im Neuwerk, in Louisenlund und den Wäldern draußen zugetragen, meistens bei Nacht, doch auch im hellen Sonnenlicht. Es gab Einzelne, die solchen übernatürlichen Vorgängen und magischen Erscheinungen mit beigewohnt hatten und zu beschwören vermochten, daß von dem Gerücht nichts an ihrem überwältigenden Eindruck vergrößert werde. Mit einer gewissen Gelassenheit nahm man in der Stadt noch auf, daß dem Landgrafen und seinen Begleitern im abendlichen Walddunkel am Rande des Neuwerks der ruhelose Geist des König Abels auf einem Knochenpferde dahinjagend und begleitet von seinen drei feurigen Hunden begegnet war. Der Graf Saint-Germain sollte ihn auf den Wunsch des Statthalters aus seiner Sumpfgruft heraufbeschworen haben, und die Thatsächlichkeit seiner Erscheinung unterlag auch keinem Zweifel. Doch Manche hielten diese nicht durch magische Kunst bewirkt, sondern sahen nur eine zufällige Begegnung darin, da das nächtige Umirren des Brudermörders bekannt war und die alten Leute von Mehreren wußten, welche den gespenstischen Reiter in be-

sonderen Mitternächten so droben im Wald angetroffen hatten. Dagegen versetzte ein anderes Vorkommniß die Bewohnerschaft Schleswigs auf's Aeußerste in vielzüngig umlaufendes Staunen. Erst acht Jahre waren verflossen, seitdem in Kopenhagen dem vormals allmächtigen Minister des geistesschwachen Königs Christian des Siebenten, dem Grafen Johann Friedrich Struensee, vom Henker-Richtbeil Hand und Kopf abgeschlagen worden, weil man ihn des Ehebruchs mit der Königin Caroline Mathilde bezichtigt. Kein Ereigniß des Jahrhunderts hatte wie in Dänemark, so auch in Schleswig-Holstein eine so ungeheure und allgemeinste Erregung verursacht, als dieser jähe Sturz des aus unterem Stande durch Genie und Kühnheit zur höchsten Machtstellung aufgestiegenen Altonaer Pastorensohnes, den zahlreiche noch Lebende persönlich gekannt; die Frage seiner Schuld oder Nichtschuld bildete noch in allen Kreisen oftmals den Gegenstand heißester Ereiferung, ganz besonders aber am Gottorper Hofe, der Residenz der Schwester Königs Christian des Siebenten. Und kaum Glaubhaftes war zu zweifelloser Wirklichkeit geworden. Auf eine Wunsch-Andeutung des Landgrafen hin hatte der Graf Saint-Germain vor einer auserlesenen Versammlung der vornehmsten Gesellschaft zu später Abendstunde im Mittelsaal

der Amalienburg den Geist des Grafen Struensee genöthigt, oben auf der Balustrade zu erscheinen. Die Kerzen drunten an den Wänden loschen plötzlich aus, und hin und her schwebend überhellte nur die Galerie ein bläulicher Lichtschein, in welchem der Gerufene emportauchte, erst wie in Nebel gehüllt, dann deutlicher, mit einem rothblutigen Strich um den Hals, so unverkennbar von Gestalt und Gesicht, daß allen den Anwesenden, die ihn öfter im Leben gesehen, Athem und Herzschlag stillgestanden. Stockenden Mundes, kaum eben hörbar brachte Ihre Königliche Hoheit die Landgräfin Luise die Frage von den Lippen, ob es wahr gewesen, daß ihre unglückliche Schwägerin ihn geliebt und er um ihretwillen gerecht die Todesstrafe erlitten habe. Er antwortete nichts, wandte der Fragenden nur zwei scheublickende, glanzlos trübe Augen entgegen und machte danach langsam, wie gegen seinen Willen gezwungen, eine nickende Bewegung mit dem Kopf. Dann schwand er in Nebel zurück, und dunkle Nacht lag über dem Saal, bis die Diener die Kerzen wieder angezündet.

Der Eindruck auf die Versammelten war, Schauer erweckend, gewaltig gewesen, doch — wenigstens für den Landgrafen — am nächsten Tage durch einen andern Vorgang noch überboten worden, bei dem sich zwar kein sonstiger Augen-

zeuge befunden, indeß Aeußerungen des Statthalters selbst hatten denselben geschildert. Einem schon früher einmal von seinem neuen Gast in der Amalienburg kundgegebenen Wunsche gemäß, das alte Haithabu kennen zu lernen, fuhr der Landgraf allein mit dem Grafen Cagliostro nach Haddeby hinüber, und als sie die sagenreiche Kirche besichtigt, stiegen sie durch den Wald zu dem Hügel hinan, auf dem ehemals die verschwundene ‚Markgrafenburg‘ gestanden. Es war sonnenhelle und heiße Mittagsstunde; Cagliostro ging allmählich zaudernden Schrittes, als hege er ein Verlangen, den Weg nicht weiter fortzusetzen, so daß sein Begleiter ihn fragte, was ihm sei. Darauf sprach er in der That das Begehren aus, umzukehren, und fügte, als er Verwunderung des Statthalters darüber wahrnahm, die Frage nach: „Woran denkt Eure Durchlaucht in diesem Augenblick? Lassen Sie uns zurückgehen, Monseigneur, denn diese Mittagsstunde ist besonders, und wenn wir dort hinaufkämen, würden Sie den Gegenstand Ihrer Gedanken leibhaft vor sich gewahren, ich kann es nicht mehr abändern.“ Doch trieb diese Warnung den Hörer nur mehr an, auf dem Weitergang zu bestehen, und der Graf raunte ihm flüsternd: „So bitte ich Eure Durchlaucht inständig, wenigstens nicht an Ihren durchlauchtigsten Herrn Vater denken zu wollen.“

Kurz stiegen sie noch zwischen den grünen Buchenstämmen aufwärts fort, dann lichtete sich über der obersten Höhe des Hügels etwas der Wald, buschverwachsen hoben sich als einzige Ueberbleibsel der Markgrafenburg die alten Erdwälle auf, tiefeinsam, nichts regte sich, nur die heiße, gelbe Sonne brannte durch die Wipfellücke herab. Doch da raschelte es leise, und hinter einem Fliederstrauch bewegte sich die Gestalt eines Mannes hervor. Der Landgraf stutzte zurück, denn er kannte den Wuchs und auch die Kleidung desselben, einen sonderartigen grünen Hausrock, den, wie er noch als Kind in Kassel gelebt, sein Vater, der Kurfürst Friedrich der Zweite von Hessen, meistens getragen. Die Sonnenstrahlen wellten die Luft so zitternd, daß man in einige Entfernung nur wie durch ein goldenes Schleiergewebe hindurch sah; doch nun drehte der Mann drüben im grünfarbenen Rock seinen Kopf, und der Statthalter erschrak noch stärker. Die Augen und Züge seines Vaters waren's, wie sie ihm in der Knabenerinnerung vorstanden, aber fahl und zerfurcht von Krankheit und Gram. Man las in ihnen die Reue, die tiefe Verzweiflung, von der es hieß, daß sie sich des Kurfürsten wegen seines renegatenhaften Uebertritts zum Katholicismus, des schnöden Verkaufs seiner Unterthanen nach Amerika und seines ganzen üppig-sündhaften

Lebenswandels halber bemächtigt habe. Er richtete scheu die Augen zum Himmel empor und hob muthlos zaghaft seine Arme zu halber, bittender Aufwärtsbewegung nach. Doch sie fielen wieder schlaff herunter, sichtlich fand er keine Gnadenhoffnung in sich selbst. Sein Blick nahm einen irren Ausdruck an, und seine Hand tastete zitternd an seinem Gürtel nach einem kostbar mit Edelsteinen besetzten Dolch — auch diesen kannte der Landgraf noch — und zog ihn aus der Scheide. Deutlich prägte sich ihm im bleichen Gesicht die Versuchung zum Selbstmord aus — sein Sohn machte entsetzt eine Bewegung auf ihn zu. Doch zugleich verschwand auf einen gebietenden Wink des Grafen Cagliostro die Erscheinung, wie in durchsichtige Luft zergangen, und nur die Sonne flammte wie zuvor auf die todtenstille, leere Einsamkeit des Buschwerks und der alten Erdwälle herab. Schweigend stieg nach einer Weile der Landgraf wieder neben seinem Begleiter durch den Wald zurück, nur seine Züge vermochten heftigste innere Erschütterung nicht zu verbergen. Erst als sie sich dem am Schleiufer wartenden Boot näherten, hielt er kurz an und sprach unsicheren Tones: „Ich mache Ihnen keinen Vorwurf, denn ich hatte Ihr Verbot nicht befolgt, sondern dennoch grad' in dem Moment an meinen Vater gedacht.“ Mehr brachte

sein Mund nicht hervor, sondern er drückte dem Grafen Cagliostro nur noch krampfhaft die Hand und sah, sich abgewendet auf die Hinterbank des Bootes setzend, während der Ueberfahrt reglosen Blicks stumm nach der verlassenen Waldhöhe zurück.

* * *

Es verging kein Tag mehr, an dem der Landgraf Karl sich nicht schon Morgens in die Amalienburg begab und dort mehrere Stunden mit den derzeitigen Bewohnern derselben unter vier Augen zubrachte. Wenn es auch zu erheblich späterer Stunde als der geschah, in welcher Dorret Gorries einmal das Neuwerk aufgesucht hatte, so lag dieses doch ebenfalls immer noch von sonstigen Gästen verlassen; niemand begegnete dem Statthalter auf seinem vormittäglichen Wege. Zumeist wählte er den letzteren an den Cascaden-Terrassen vorbei, die ein griechischer Tempel und die Standbilder des Neptun und Pluto mit noch manchen andren Statuen überragten; steigend und fallend, plätschernd, rauschend und zischend brachen überall die Wasser aus den Schlangen-, Drachen- und Riesenfrosch-Mäulern hervor, wallten in weißem Schaum oder sprühten als feuchte, im Sonnenauffall bunt irisirende Staubschleier umher. Durch diese hin gaukelte es in der letzten Zeit dem Landgrafen

zuweilen einbilduerisch vor dem Blick. Die mannigfachen Geister-Erscheinungen hatten ihm das Gehirn zur Heraufgestaltung von Visionen geneigt, und er empfand, seine Augen gewahrten manchmal nicht in Wirklichkeit vorhandene Dinge. Und auch jetzt eines Morgens glaubte er, sei dies der Fall. Jenseits der vielfältig flimmernden, sich kreuzenden Springquellen sah er undeutlich vor den Tempelsäulen eine hingestreckte Gestalt, als ob sich eine von den Standbildern dort zum Ruhen niedergelegt habe. Nur spielte das Gewand, statt weiß zu sein, in mancherlei eigenthümlichen Farben, und das Haar des Kopfes war nicht von Marmor, sondern hob sich tiefschwarz um ein alabasternes Gesicht ab. Der Hinüberschauende sagte sich, das sonnenbeglitzerte Wasserspiel erzeuge ihm diese Täuschung, doch zog's unwillkürlich seinen Fuß näher, und das befremdliche Bild blieb unverändert. Oder vielmehr, es verdeutlichte sich, statt zu zergehen. Beinah klar nahm er nun gewahr, es sei eine weibliche Figur, in der Stellung einer Sphinx liegend, mit gekreuzten und entblößten wundervollen Unterarmen sich auf die breite Tempelstufe aufstützend. Darüber glänzte ein Stück der weißen, wie aus Marmor geformten Brust; der schlanke Hals trug ein aufgerichtetes, regungsloses Antlitz mit gesenkten Lidern. Doch dann schlugen diese

sich plötzlich auf, und gleich einem Feuerstrahlen-wurf von Edelsteinen glommen und glühten zwei Augen dem Landgrafen entgegen.

Das konnte keine Vision sein, mußte Wirklichkeit besitzen, aber gradaus vermochte er die räthselhafte Gestalt nicht zu erreichen, die Cascaden nöthigten ihn zu einem Umholen von etwa hundert Schritten. Rasch legte er diese zurück und befand sich jetzt drüben. Da erwies es sich dennoch als Sinnestäuschung; nichts lag auf der Stufe, die er sich bestimmt gemerkt hatte. Er sah umher; der ganze Tempel, die Terrassen um ihn waren leblos leer, nur die Steinfiguren standen wie sonst weiß und unbeweglich da.

Der Statthalter setzte seinen Weg zur Amalienburg fort, wo er den Grafen Cagliostro, sein Kommen erwartend, antraf. Der Gesprächsaustausch zwischen ihnen vertiefte sich nach gewohnter Weise in bedeutungsvolle alchemistische Fragen, doch der Landgraf war heute zerstreut. Das Sphinxgebild wollte ihm nicht vor den Augen fortweichen, er zauderte noch eine Weile, dann that er desselben Erwähnung; der Ausdruck seiner Züge brachte zum Erkennen, daß die Sache ihn in eine innerliche, noch nicht beschwichtigte Erregung versetzt habe. Der Graf hörte achtsam zu, ließ sich die körperliche Erscheinung und Gewandung der

Gestalt genau beschreiben und erwiderte darauf nachdenklich: „Eure Durchlaucht glaubt an eine Vision — verzeihen Sie, Monseigneur, daß ich andrer Meinung bin und es nicht recht dafür halten kann. Ich darf nicht aussprechen, was ich vermuthe — zur Zeit noch nicht —, aber wenn Eure Durchlaucht ein Interesse daran nimmt, zu erfahren, ob die Sphinx Wirklichkeit oder nur eine Phantasmagorie gewesen —"

Der Hörer fiel augenscheinlich erwartungsvoll ein: „Es würde mich in der That interessiren," und Cagliostro fuhr fort: „So werden wir in der Mitternachtsstunde Gelegenheit haben, Monseigneur, uns darüber zu unterrichten, falls Eure Durchlaucht mir die Ehre erweisen will, dann wieder hier mit mir zusammen zu treffen."

Der Statthalter bejahte äußerst willig und entfernte sich nach näherer Abrede; die Lösung des Räthsels hatte sich unverkennbar seiner Gedanken und Sinne stark bemächtigt. Nach einer Anweisung des Grafen wurden am Abend um elf Uhr gegen den Brauch die Parkthore des Neuwerks verschlossen, und vor Mitternacht, mit seinem Schlüssel öffnend und hinter sich wieder abschließend, fand sich der Landgraf allein in der Amalienburg ein. Außer dem ihn Erharrenden lag hier Alles im Schlaf und Todtenstille rundum im Park. Es war eine Mond-

nacht, doch nur noch von halber Helle eines ersten Viertels; ab und zu zog ein weißes Wölkchen über die Glanzsichel, und da und dort traten größere Sterne noch sichtbar hervor. Cagliostro hatte ehrerbietig um unverbrüchliches Schweigen gebeten; möglichst geräuschlos vorschreitend, führte er seinen Begleiter durch dunkle Laubgänge fort. Dann öffneten diese sich, und Mond und Sterne spiegelten aus der Wasserfläche eines kleinen, eirunden Weihers auf, den tiefschattendes Gebüsch umgab; nur drüben schimmerte aus diesem eine schmale, hellere Sandsteinaltane vor. Nirgendwo war ein Ton oder eine Regung, einzig fernher von Gottorp schlug die Schloßuhr Mitternacht, danach lag wieder die Lautlosigkeit von vorher ringsum. Graf Cagliostro hatte unmittelbar nach dem Verhallen des letzten Schlages seine Hand dreimal in besonderer Art durch die Luft bewegt, Worte in fremdklingender Sprache gemurmelt und stand jetzt in unbeweglicher Haltung, auf etwas wartend. Aber Minuten vergingen, ohne daß etwas erschien, weder für das Auge, noch für das Ohr, und seine Lippen dem Ohr des Landgrafen dicht annähernd, flüsterte er nach einer Weile: „Die Meinung Eurer Durchlaucht, daß es eine optische Täuschung, nichts Wirkliches gewesen, muß das Richtige getroffen haben, denn über ein Nichts läßt sich auch keine

Macht üben. So hätte ich mich, wie es mir schon ein paarmal ähnlich vorgekommen, doch geirrt —“

Der Sprecher brach indeß plötzlich aufhorchend ab. Ueber den Weiher her kam ein eigenartig summender Ton, ein metallisches Klingen, dem ähnelnd, wenn eine große Thurmglocke mit dem Finger angeschlagen wird; es konnte eine Erinnerung an die Berichte von Strabo und auch neueren Reisenden über die alte ägyptische Memnonssäule wachrufen, daß diese bei Sonnenaufgang töne. Gleich darauf aber schien sich drüben auf dem Altan etwas zu regen, nicht unterscheidbar, was, doch aus einem dunkleren Gegenstand sich zu einem helleren umwandelnd. Dann ward er so licht wie die niedrige Steinbrüstung selbst, hob sich über diese empor und verschwand jählings wieder; nur ein Geräusch, wie es das Aufschnellen eines Fisches verursacht, scholl zugleich aus der Richtung. Cagliostro faßte respektvoll den Arm seines Gefährten und zog diesen schweigend einige Schritte vom Weiherrand tiefer in den schwarzen Laubschatten zurück, denn nun begann das Wasser in der Mitte leise zu rauschen und trieb langgedehnte, glimmernde Wellchen bis an’s Ufer. Dann kam auch die Ursache dieser Wirkung näher, zwar nicht deutlich zu erkennen, doch offenbar eine schwimmende Menschengestalt mit weißen Schultern und

auftauchenden Armen, an denen silbern im Mondlicht blinkende Tropfen niederrieselten. So schimmerte und flimmerte es und wiegte sich in einem Halbbogen dem Standpunkt der beiden unsichtbaren Zuschauer entgegen, nun dem Rand so nah, daß der Landgraf auch Umrisse eines von dunklem Haar umflossenen Gesichtes zu unterscheiden begann und daß es ihm plötzlich war, als sähen zwei Feuerstrahlen werfende Augen auf ihn hin. Unbedacht, wider das Verbot stieß er aus: „Das ist sie — die Sphinx vom Tempel!“ Doch im selben Augenblick schoß die Gestalt, wie ein vom Jäger verfolgter Fischotter, senkrecht in die Tiefe, das Wasser quirlte und schäumte über ihr, glättete sich glimmernd aus, und todtenruhig lag die Weiherfläche wieder da. Nirgendwo rundumher mehr eine Regung, kein leisester Ton, der ein Zurückkommen von unten angedeutet hätte.

Der Graf Cagliostro hielt wieder den Arm seines Begleiters gefaßt, den er jetzt rasch mit sich in den dunklen Baumgang davonzog. Hörbar in einiger Erregung, denn ihm entflog, tadelnden Klanges: „Das war unvorsichtig, Monseigneur, — ich hatte doch gebeten —“

Allein der Landgraf war merklich nicht minder erregt und fiel ein: „Wer ist sie? Dürfen Sie es jetzt sprechen?“

Der Befragte hielt den Fuß an und stand eine halbe Minute lang ungewiß schweigend, dann erwiderte er aus tiefem Nachsinnen herauf: „Ich muß Eurer Durchlaucht gestehen, daß ich selbst es nicht weiß, noch nicht. Die mir verliehene Macht konnte sie zwingen, um diese Stunde in dem Weiher zu baden, weiter reichte meine Gewalt heute über sie nicht. Aber wenn Sie befehlen, Monseigneur, werde ich ihr Räthsel in drei Tagen gelöst haben.“

„Und können sie nöthigen — sind im Stande, sie mir nochmals — zu genauer Betrachtnahme — vor Augen zu bringen?“

Es war zu hören, daß der Landgraf gespannt auf die Antwort harrte. Cagliostro schwieg abermals zaudernd, eh' er versetzte: „Auch darüber, Monseigneur, kann ich mich gegenwärtig nicht bestimmt äußern. Wenn Eure Durchlaucht nicht den Ruf ausgestoßen hätte — ich will versuchen, ob es danach trotzdem noch in meiner Macht steht.“

„Wenn es Ihnen möglich ist, lieber Graf — daß Sie meiner Dankbarkeit gewiß sind, wissen Sie.“

Der Statthalter verabschiedete sich mit einem Händedruck von seinem nächtlichen Gefährten und ging zum Schloß zurück, das Parkthor jetzt geöffnet hinter sich lassend. Doch war er nicht der Letzte,

der heut' hindurchschritt, denn um eine halbe Stunde später folgte noch eine hohe, dunkelgewandete Gestalt auf demselben Wege nach. Das Mondlicht ließ den Grafen Saint-Germain unterscheiden, der die schöne Sommernacht auch noch zu einem späten Besuch des Neuwerks benutzt hatte; man sah ihn nun über den Damm auf Gottorp zugehen, ohne selbst in nächster Nähe seinen Schritt zu vernehmen. Denn wie in seiner Wohnung trug er auch bei kleineren Spaziergängen auf guten Wegen gern unter den Sohlen nur Sandalen von feinstem und weichstem Leder, das beim Aufsetzen der Füße nicht den leisesten Ton hervorrief.

VIII.

Dorret Gorries hatte nicht zum zweitenmal dem Verbot des Grafen Saint-Germain entgegengehandelt, die Hausthür seiner Wohnung nicht wieder übertreten. Sie wußte nicht, aus welchem Grunde er diese Vorschrift ertheilt, aber ihr war aufgegangen, es sei für sie selbst am besten, dem Geheiß Folge zu leisten. Bei seiner Aufforderung, zu ihm nach Gottorp zu kommen, hatte es sie zwar unwiderstehlich gezogen, als ob sie in ein Märchenland hinüber solle, von dem sie einmal geträumt habe; sie konnte sich nicht erinnern, wann und wo, beinah wie wenn es gewesen, noch eh' sie auf die Welt gekommen. Doch an die Stelle jenes Verlangens war ihr ein anderes Gefühl getreten, daß sie nicht hierher gehöre, nicht zum Schloß und den vornehmen Leuten darin passe.

Sich vor diesen richtig zu benehmen, hatte der Graf ihr zwar etwas äußerliche Schicklichkeit beigebracht, allein sie empfand, das reichte nicht aus, bedeutete garnichts. Erst nachträglich ward es ihr von Tag zu Tag deutlicher, wie kindisch und tölpisch sie sich an dem Frühmorgen im Neuwerk bei der Begegnung mit dem jungen Offizier betragen; es konnte nicht anders sein, als daß er nach ihrem Weggang über das unbeholfene Bauernmädchen gelacht haben mußte. Denn das war sie, wie sie's früher gewesen, ohne es zu wissen; der Morgen erst hatte ihr diese Selbsterkenntniß wie ein Spiegelbild vorgehalten. Freilich mit den Mägden im Ruge Krog und mit ihrem Vater besaß sie auch keinen Zusammenhang, ebensowenig, oder nach einem innersten Gefühl in ihr noch weniger. Sie gehörte nirgendwo hin, mindestens zu keinem von den Menschen, die sie kannte, nur zu den Bäumen, Blumen, Vögeln, Schmetterlingen draußen in Feld und Wald. Und eigentlich auch nicht dahin; am liebsten — wenn sie Flügel hätte, wie der Silberschnäbler — flöge sie nach der Insel hinüber, die ab und zu als Trugbild am Horizont aufschwebte, wo sie geboren worden, wo ihre Mutter gelebt und von welcher der Onkel Pidder ihr oft erzählt. Sie wußte wohl nur durch ihn davon, doch so lebendig stand es vor ihr und in ihr, daß ihr's war, sie

könne sich selbst erinnern, als ganz kleines Kind im sonnenwarmen Dünensand gelegen, das Flimmern blaugrüner Halme um sich gesehen, unter sich das Rauschen anrollender Wellen und über sich das rastlose Kreischen jagender, weißbrüstig blitzender Möven gehört zu haben. Dort, fühlte sie, würde sie glücklich sein — oder wenn auch nicht glücklich, doch nicht bedrückt von einer immer wie unsichtbar auf ihr lastenden Schwere, an einer Stelle, in einer Umgebung, zu der sie gehöre. Aber sie besaß keine Flügel; einmal hatte sie halb ohne Wissen dem Grafen davon gesprochen, doch dieser geantwortet, ihr Wunsch, dorthin zu kommen, sei thöricht. Er kenne ihre Zukunft, ihr sei bestimmt, hier zufriedener und glücklicher zu werden, als irgendwo sonst.

In den Krug wollte Dorret allerdings noch weniger zurück, die Vorstellung davon erregte ihr nur tiefen Widerwillen; so war nichts anderes, als daß sie hier blieb und zumeist aus den Fenstern nach dem Himmel, den weißen Wolken und grünen Baumwipfeln in der Ferne hinüberschaute, denn ihre Dienstleistungen nahmen nicht viel Zeit des Tages in Anspruch. Einigemal sah sie drunten nach der Schloßseite zu den jungen Offizier vorübergehen und stets dabei heraufblicken. Sie hatte erfahren, welche hochberühmte, geheimnißvolle Per=

sönlichkeit der Graf Saint-Germain sei, das von ihr bewohnte Haus bildete häufig den Zielpunkt mit scheuer Begier darauf hingerichteter Augen. Begreiflicher Weise deshalb auch derjenigen Cay Sehestedte's, der sich als Offizier des Kürassier-Leibregiments in weißer Uniform, lichtblauen Beinkleidern und langen hellfarbigen Stulphandschuhen äußerst vortheilhaft ausnahm. Er war Kammerjunker und Adjutant des Landgrafen, vor dessen Schlafgemach die Leibgarde nächtlich Wache bezog, die ihm zu inspiciren oblag; der Statthalter schenkte ihm besonderes Vertrauen. Sein Tagesdienst mußte ihn in letzter Zeit häufig an dem Hause Saint-Germains vorbeinöthigen, so nahm Dorret ihn mehrfach gewahr und er sie am offenen Fenster des oberen Stockwerks. Doch es schien nicht, daß er sich ihrer erinnere, denn er gab kein Anzeichen davon; nur das Gebäude zog die Aufmerksamkeit seines Blickes an sich. Freilich fiel's nicht anders möglich, als daß er sie ebenfalls dabei gewahren mußte und wohl auch wieder erkannte. Aber sie fühlte in sich selbst, wie in seinem Blick, sie war eine Magd, zu niedrig für ihn, sie eines Grußzeichens zu würdigen.

Eines Abends indeß, schon in halber Dämmerung, hörte sie plötzlich einmal von oben her seine Stimme drunten im Hausflur nach dem Grafen

fragen. Ein Diener antwortete, derselbe sei nicht zu Hause, doch erwiderte Sehestedte darauf, das müsse ein Irrthum sein, er habe einen Auftrag vom Landgrafen auszurichten, und er stieg rasch an dem Lakaien vorüber die Treppe hinan. Dorret hatte dies nicht erwartet und war durch das Unvermuthete so überrascht, halb erschreckt, daß sie nicht Zeit und Besinnung fand, die geöffnete Thür, in der sie stand, zuzumachen. So traf sein Blick sie schon von den oberen Stufen her, er trat geschwind auf sie zu und wiederholte, etwas stockend, seine Frage nach dem Grafen. Auch ihr wollte die Zunge nicht recht gehorchen, und die Gedanken versagten ihr gleichfalls im Kopf; sie stand, ihn ansehend, die Augen niederschlagend und unsicher den Blick wieder hebend. Dann kam ihr die Antwort vom Mund, sie glaube — sie wisse nicht — vielleicht — der Herr Graf sei fortgegangen — sie wolle nachsehen. Dazu hob sie den Fuß, doch mit einem schnellen Schritt vertrat der junge Offizier ihr den Weg und entgegnete: „Nein — er ist nicht — ich sah ihn selbst vorhin im Park.“ Einen Augenblick hielt er an, seine Hand hob sich auf, in der er eine frisch gepflückte Narzisse trug, und er setzte hinzu: „Da ich grad hier bin — es war sinnlos neulich von mir, sie Dir zu nehmen, sie gehörte Dir und niemand hatte solches Recht dran.

Deine Schwester hat's mir auch gesagt und mich beauftragt, sie Dir wieder zu bringen —"

Er streckte seine Hand nach der reglos herabhängenden des Mädchens aus und drückte ihr sacht die Finger um die weiße Blume zusammen. Danach sagte er noch: „So muß ich den Herrn Grafen ein andermal — vielleicht morgen — ich komme vorbei, — wenn er zu Hause ist und Du grad' am Fenster bist, gieb mir ein Zeichen. Auch wenn er wieder nicht hier wäre, damit ich es weiß — die Blume wird morgen verwelkt sein, Du kannst sie mir dann als Zeichen herabwerfen."

Nun befand Dorret sich wieder allein in der offnen Zimmerthür, hörte seinen Schritt hastig, als habe er sich zum Dienst verspätet und müsse davonlaufen, die Treppe niederfliegen, nach draußen verhallen. War das wirklich gewesen, oder hatte sie's nur mit offnen Augen wunderlich geträumt? Ihr kam's so vor, aber — sie sah an sich nieder — von selbst konnte die Narzisse ihr nicht in die Hand gerathen sein. Also kein wacher Traum, doch wunderlich blieb's darum nicht weniger. Er hatte drunten dem Diener gesagt, der Herr Graf müsse zu Haus sein, und hier oben — genau konnte sie sich nicht entsinnen, allein ihr lag's im Ohr, daß er hier oben gesprochen, er habe den Herrn Grafen eben drüben im Park gesehn. Das, beinah in

einem Athem, ließ sich nicht zusammenbringen und begreifen. Und dann — sollte sie denn morgen den ganzen Tag am Fenster stehn und darauf warten, ob er vorüberkomme? Und wenn das geschah, wozu sollte sie ihm ein Zeichen geben, ob der Herr Graf zu Hause sei oder nicht? Machte es denn so viel Mühe, unten in die Thür zu treten und einen Diener zu fragen?

So wunderlich war's. Dorret mußte plötzlich lachen. Doch sie fuhr leicht zusammen dabei, es klang ihrem eignen Ohr fast unbekannt, sie konnte sich nicht mehr erinnern, über etwas gelacht zu haben. Die Dämmerung ward tiefer, durch das nach Norden gehende Fenster scholl vom Neuwerk her das Schlagen der Nachtigallen. Sie trat, ihre Hand zum Gesicht aufhebend, an die Oeffnung; die Narzisse duftete ebenso, wie die neulich von ihr im Park unbedachtsam abgepflückte. ‚Eine Unvorsichtigkeit, die er gut gemacht habe,' hatte er gesagt.

Und eben hatte er auch wieder, wie damals, von ihrer Schwester gesprochen. Wer sollte denn ihre Schwester sein?

Es war, als trage der zarte weiße Blumenkelch einen ganzen Frühlingsmorgen in sich. Wie Dorret seinen Duft mit zugeschlossenen Augen einzog, sah sie tausend Thaudiamanten um sich in der aufgehenden Sonne funkeln, Schmetterlinge schlugen

wunderbar leuchtende Flügel vor ihr auseinander, sie hörte den Jubelton von hundert Vogelstimmen. Alles redete in einer Sprache von Goldstrahlen, Farben und Klängen von dem sonderbaren Geheimniß, das irgendwo in dem fürstlichen Park vorhanden sei, doch sie war nicht bis dorthin gekommen. Wenn der junge Offizier ihr nicht begegnet wäre, hätte sie es vielleicht aufgefunden.

Der Duft der Narzisse war ihr von jeher, so lange sie denken konnte, der liebste von allen Blumen gewesen, hatte sie immer mit einem sonderbaren Schauer überlaufen. So that er's auch jetzt, und sie blieb, ihn einathmend, mit den geschlossenen Lidern stehen, bis hinter ihrem Rücken eine Stimme klang. Es war die des Grafen Saint-Germain: „Ah, Dorette, ich nach Dir suche. Komm in mein' Stube zu mir, ich will geben Dir Unterricht."

IX.

Zwei Tage waren vergangen, seitdem der Landgraf Karl um Mitternacht das Neuwerk besucht hatte, als ihm am Morgen ein Diener des Grafen Cagliostro eine Zuschrift des letzteren mit dem Inhalt überbrachte, falls er noch Interesse an der Lösung des Sphinx-Räthsels bewahrt habe, so bitte der Schreiber ehrerbietig, Seine Durchlaucht um die neunte Abendstunde im Pavillon der Amalienburg erwarten zu dürfen. Häufig blickte der Empfänger des Briefes den Tag hindurch auf seine Uhr, saß, zerstreute Antworten gebend, an der Mittagstafel; Ungeduld und Spannung auf etwas Erharrtes ließen sich unverkennbar an ihm wahrnehmen. Im Park lag noch Abendhelle, als die Zeit sich endlich so weit vorgeschritten zeigte, ihm das Antreten des

Wegs zu verstatten; Cagliostro empfing ihn vor der Thür seiner Behausung und bat um Entschuldigung, daß er genöthigt sei, seinen hohen Besuch vor der Hand in einen vollständig lichtlosen Raum führen zu müssen. Außerdem fügte er die dringende Bitte hinzu, diesmal auf's Genaueste seiner Vorschrift Folge zu leisten, ohne eine Umwendung des Kopfes in lautlosem Schweigen zu beharren, da er sonst nicht für einen Erfolg seines mit großen Schwierigkeiten verknüpften Unterfangens bürgen könne. Die Hand des Statthalters fassend, brachte er diesen an einen Sessel; die Läden des Gemachs waren geschlossen, doch offenbar die Fenster obendrein dicht verhängt, todte Finsterniß erfüllte das Zimmer. Nach einer Weile indeß begann vor dem Sitz des Landgrafen ein matter Schein aufzutauchen, nicht unterscheidbar, ob nah vor dem Gesicht oder in weiter Ferne. Langsam wuchs er, sich mehr und mehr verstärkend, zu einem großen bläulichen Kreise an; dann — der Zuschauer zuckte heftig mit den Gliedern — erschien darin jählings, ohne Vorbereitung, wie plötzlich aus Nichts entstanden, eine weibliche Gestalt.

Ein Gebild von wundervoller Schönheit war's, in fremdartiger, prangender Tracht. Eine weißseidene, durch ihren Glanz fast blendende Ober-

tunika fiel von den Schultern bis über die Hüften auf eine untere von lichtblauer Farbe herab; aus dem geschlitzten Untergewand trat, beinahe bis zum Knie hinan sichtbar, der eine Fuß in klassischer Form, von Purpurbändern gleichgefärbter Sandalen umwunden, hervor. Herrliche Arme, an den Handgelenken von breiten Goldspangen blitzend, sahen aus weiten, perlenüberflimmerten Aermeln; das blaue Unterkleid war mit glimmernden Sternen und fremdländischen Blumenkelchen durchwebt. Ein königlicher Rubinschmuck umgab den schlanken Hals, und über der Stirn hielt ein Diadem, in allen Farben des Regenbogens funkelnd, das tiefschwarze, üppige, im Nacken zu einem griechischen Knoten lose verschlungene Haar. Doch die Edelsteine wurden an feurig-strahlender Macht noch von den Augen überboten, die sich aus dem alabasternen Antlitz gegen den Sessel des Landgrafen aufgeschlagen hielten. Hoheit und weiche Anmuth verbanden sich in dem Ganzen zu berückendem Zauber; die Gewandung wies in lang vergangene Zeit zurück, die Obertunika schien eine altbyzantinische kaiserliche ‚Dalmatika‘ zu sein.

Ob es nur ein Bild oder ein wirkliches körperhaftes Wesen sei, ließ sich nicht bestimmen, denn ein leichter bläulicher Schleier eines süßduftend die Stirn umnebelnden Rauches zog daran vor-

über. Aber unzweifelhaft waren es Gestalt, Gesichtszüge und Augen Derjenigen, die der Landgraf in der Sphinxstellung auf den Tempelstufen wahrgenommen hatte. Und zugleich sah er sie auch sich im Mondlicht mit den glanzrieselnden Schultern und Armen auf der Weiherfläche wiegen. Doch gehorchte er diesmal dem Gebot, durch keinen Laut und keine Regung seine Anwesenheit kundzugeben. Nur mit dem Blick verschlang er stumm die wundersame Erscheinung.

Sie machte mehr den Eindruck eines von einer Spiegelfläche zurückgeworfenen Bildes, als der Wirklichkeit, und doch offenbarte sie sich als letztere. Denn der Graf Cagliostro durchbrach jetzt die hauchlose Stille mit der Frage: „Wer bist Du?" und man sah die Gestalt ihre feingeschwungenen Lippen öffnen, und von ihnen her klang eine antwortende Stimme:

„Prinzessin Irene von Trapezunt."

Cagliostros Erwiderung scholl erstaunt:

„Aus dem königlichen Hause der Paläologos?"

„Ja."

„So kommst Du, mich aufzusuchen, der auch aus Deinem Geschlecht stammt?"

„Nein."

„Lebst Du noch auf der Erde oder bist Du ein Geist?"

„Ich bin ein Geist, aber ich lebe noch auf der Erde, da ich wieder einen Körper angenommen habe."

„Warum?"

Die Befragte schwieg. Dann versetzte sie: „Du weißt es."

„Ich weiß es nicht. Sprich mir's; ich will es. Warum kommst Du seit drei Tagen in diesen Park?"

Die Lippen der Gestalt suchten sich zusammen zu pressen, doch sie wurden wider ihren Willen von einer Gewalt gezwungen, sich zu öffnen. „Die Sehnsucht führt mich hierher."

„Sehnsucht, nach wem?"

„Du bist grausam."

„Nach Jemandem, den Du liebst?"

Unter der Tunika holte die Brust mit einem tiefen Seufzer Athem, daß die weiße Seide sich gleich einer Glanzwelle hob und senkte. Der Graf Cagliostro fragte weiter:

„Verbietet Dir die Scham, seinen Namen auszusprechen, so verschweige ihn. Aber sage mir, ob er Dich kennt."

„Er hat mich einmal gesehen."

„Wo?"

„Am Tempel des Neptun."

„Sonst nicht?“

„Was fragst Du?“ Das Gesicht der Antwortenden überfloß sich mit Röthe. „Ich hoffe, sonst nicht.“

„Badest Du um jede Mitternacht drüben in dem Weiher?“

„Es ist mir vorgeschrieben.“

„Auch heute?“

Ein sichtbares Zittern überlief die Befragte, sie wandte augenscheinlich alle Kraft auf, nicht zu entgegnen, doch sie mußte, und kaum vernehmbar klang's ihr vom Munde: „Ja.“

Der Landgraf hatte mit verhaltenem Athem gesessen; jetzt verließ ihn mit der bisher behaupteten Besinnung wieder das Gedächtniß an die ihm ertheilte Vorschrift. Er sprang ungestüm auf, sein Sessel flog laut knarrend zurück. Aber im selben Augenblick loschen der helle Lichtkreis und die zauberische Gestalt darin mit Gedankenschnelligkeit spurlos aus, und schwarze Nacht lag wieder um ihn.

* * *

Dann stand der Landgraf, in's Freie zurückgelangt, etwas sinnverworren von dem aromatischen Nebel, der sich in dem dunklen Gemach mehr und

mehr verdichtet gehabt. Doch ebenfalls von einem Zustand oder Vorgang in ihm selbst; das Herz klopfte ihm mit ungewöhnlicher Schnelligkeit und Stärke, er fühlte das rasche Pulsiren der Adern in seinen Schläfen. Nach der Zeit, die er drinnen zugebracht, mußte es noch etwa zwei Stunden vor Mitternacht sein; ein letztes bräunliches Roth lag am westlichen Horizont.

Er wandte den halb betäubten Kopf zur Linken. Dorthin, durch den Baumgang war er vor drei Tagen in der Nacht von Cagliostro fortgeführt worden.

Der letztere hatte sich entschuldigt, daß er von einer unaufschiebbaren Arbeit, welche die Constellation mehrerer Gestirne nur heut verstatte, in Anspruch genommen werde, und dem Landgrafen fiel es nicht unerwünscht, allein belassen zu sein. Nur war er unschlüssig, wohin er sich begeben wolle. Er sah auf seine Uhr; die Zeiger ließen noch eben unterscheiden, daß seine Zeitrechnung richtig gewesen, denn sie wiesen auf Zehn.

Gleich danach aber kam überraschend Laut und Licht in die Parkstille. Vom Schloßthor des Neuwerks her loderten Fackeln und erhellten den rothen Baldachin einer Portechaise, in der Ihre Königliche Hoheit, umgeben von Damen und Herren der Hofgesellschaft, herangetragen wurde;

im Gespräch mit ihr neben der Sänfte schritt die hohe dunkle Gestalt des Grafen von Saint-Germain. Merkbar war dem Landgrafen augenblicklich diese Begegnung unlieb, er machte einige Schritte, sich ihr zu entziehen. Doch er hatte zu lange gezögert, eh' er sich deutlich besonnen, das Fackellicht fiel hell auf ihn, er ward von einem voraufschreitenden Kammerherrn erkannt und begrüßt, so daß er nicht umhin konnte, zu seiner Gemahlin hinanzutreten. Auf verwundertes Befragen über den späten Parkbesuch erhielt er von ihr die Auskunft, bei der Abendconversation im Schloß sei die Rede auf den siebenjährigen Krieg gerathen, und der Graf Saint-Germain habe sich erboten, im Saal der Amalienburg einige interessante Bilder aus jener Zeit vorzuführen. Ob die Frau Landgräfin ihm den Wunsch danach ausgesprochen oder er denselben empfunden und ihr mit seinem Anerbieten liebenswürdig zuvorgekommen sei, ließ sich nicht klar entnehmen; jedenfalls befand man sich auf dem Weg zu der erwarteten Schaustellung, und ob der Statthalter augenblicklich Neigung fühlen mochte, dieser beizuwohnen, oder nicht, er fand keine Begründung, sich auszuschließen, und begab sich mit in den Saal hinein. Hier entzündeten Diener nach Anordnung Saint-Germains nur zwei oder drei Kerzen, welche, als die Ge-

sellschaft Sitze eingenommen, vermittelst einer Vorkehrung so verschleiert wurden, daß nichts als ein mattester Dämmerungsschimmer in dem großen Raum verblieb. Dann begann die Vorstellung.

Sie bot nichts von einer Bethätigung übernatürlicher Zauberkraft, sondern offenbar nur die Anwendung der schon vor einem Jahrhundert von dem berühmten Physiker Athanasius Kircher gemachten Erfindung, vermittelst einer ‚laterna magica' auf Glas gemalte Bilder vergrößert auf eine weiße Fläche hinzuwerfen. Zur Herstellung der letzteren schien einfach ein oben an der Galleriebrüstung festgespanntes Laken verwandt; die unsichtbar gehaltene magische Laterne befand sich muthmaßlich in der gleichen Höhe gegenüber. Auf dem weißen Tuch erschien ein Lichtkreis, in den plötzlich ein lebensgroßes menschliches Brustbild hineinflog und durch meisterhafte Naturtreue Bewunderung bei den Zuschauern hervorrief. Eines folgte dem andern; es waren noch allgemein bekannte bedeutungsvolle preußische Heerführer aus dem siebenjährigen Krieg; wie lebend blickten sie von der Leinwand herunter. Zuletzt der „alte Fritz" selbst in ganzer Gestalt, auf den historischen Krückstock gestützt, wie er gegenwärtig noch von Manchem, auf der Terrasse von Sanssouci stehend, gesehen ward. Mit den scharfen, grellen Falken-

augen blickte er in den Saal nieder, und wie ein leichter spöttischer Zug schien es ihm die Lippe aufzukrümmen. Der Graf Saint-Germain stand unten im Vordergrunde und begleitete das Erscheinen der wechselnden Persönlichkeiten mit kurzen geistvollen Bemerkungen, kleinen Anecdoten und von ihnen herstammenden Aussprüchen. Zu dem Bilde des großen Königs äußerte er: „Es ist, als stände Seine Majestät, mein erlauchter Freund, wie ich dieselbe oft gewahrt, im Gespräch mit Jemandem und citire ihm eben die berühmten Verse von Nicolas Boileau-Despréaux:

„Le monde est plein de fous et qui n'en veut pas voir,
Doit se tenir tout seul et casser son miroir.“

Damit verschwand der alte Fritz, und ein paar Augenblicke blieb der Lichtkreis leer. Doch dann sprang ein neuer Kopf in ihn hinein, und als lebensähnliches Porträt sah die überraschten Zuschauer das Gesicht des Grafen Alessandro Cagliostro an. Einige Secunden lang, da tauchte neben ihm ein zweites auf, ein weibliches von ausnehmender, fremdländischer Schönheit, mit schwarzem Haar und feurigen Augensternen. Im verdunkelten Saal flog aus der Richtung, wo der Landgraf saß, von einem Munde ein unwillkürlicher halb erstickter Laut durch die Stille; Saint-Germain blieb diesmal schweigend, doch statt

seiner Stimme kam von den Lippen des weiblichen Kopfes, täuschend als sprächen sie in Wirklichkeit, die Frage:

„Wer bist Du?“

Nun antwortete der Kopf daneben mit männlichem Stimmenklang:

„Ich bin Giuseppe Balsamo aus Palermo auf Sicilien, der Sohn des Israeliten Pietro Balsamo, der dort Bandhandel treibt, und seiner Frau Felicita Braconieri, Tochter des Handelsmannes Martello und Schwester der Vincenza Cagliostro, die bei mir als Pathin gestanden.“

„Wie alt bist Du?“

„Am achten Juni werde ich siebenunddreißig Jahre.“

„Kannst Du Gold machen?“

„Ja, wenn ich es vorher heimlich in den Schmelztiegel hineingethan habe.“

Nach der letzten Antwort ging ein leichtes Rütteln durch die beiden Köpfe, daß es den Eindruck regte, als ob sie die Lippen zu einem Lachen verzögen. Dann hub der Kopf dessen, der bisher erwidert hatte, zu fragen an:

„Wie heißt Du?“

„Ich heiße Lorenza Feliciani.“

„Bist Du eine Marchesa?“

„Nein, ich war eine Dienstmagd in Rom.“

„Wie kamst Du nach Venedig?“

„Als Priesterin der Venus Vulgivaga.“

„Welchen Namen führst Du jetzt?“

„Den Deiner Frau.“

„Weshalb sieht und kennt man Dich denn nicht?“

„Weil ich als Page verkleidet bin und mich niemandem zeige.“

„Und wozu begleitest Du mich?“

„Um mein früheres Geschäft in Deinem Auftrag fortzusetzen, Gimpel einzufangen und mit ihrem Gold unsre Taschen zu füllen.“

Nun schnellten die beiden Köpfe ein paarmal hastig auf und nieder, als tanzten sie vor Lachlust mit einander, dann loschen sie spurlos aus und mit ihnen auch der Lichtkreis. Wie eine athemlose Starre lag's im Saal, nur eine seiner Seitenthüren knarrte, und von ihr her klang ein schneller, sich entfernender Tritt. Um ein paar Secunden später tönte die Stimme Ihrer Königlichen Hoheit auf, die mit unwillig forderndem Ton ihre Sänfte in Bereitschaft zu setzen befahl und sich vom Sessel erhob. Doch im gleichen Augenblick entflammte sich noch wieder eine umschriebene Helle, nicht wie vorher auf der Ballustrade, sondern darunter an der dicht mit den Gemälden bedeckten Wand. Der Lichtwurf mochte gleichfalls von der

laterna magica herrühren, doch war er klein zusammengeengt und, was er diesmal zeigte, kein vergrößertes Glasbild, sondern etwas nicht auf natürliche Weise zu Erklärendes. Nur ein Wimperzucken lang dauerte der Strahlenfall, gleich einem Blitz kommend und verschwindend. In diesem Moment aber sah man an der Wand das Portrait einer der dänischen Königstöchter — wie es nach dem Platz schien, der verstorbenen Prinzessin Luise, Tochter Christians des Sechsten und Schwester Friedrichs des Fünften — hell aus dem Rahmen aufleuchten. Das konnte nicht besonders überraschen, doch in sprachloses Staunen versetzend war, daß der eigenartig fesselnde Kopf nicht gemalt, sondern lebendig erschien, jeder Blick ein Oeffnen, Schließen und wieder Oeffnen der Augen desselben, als würden sie von dem plötzlichen scharfen Licht geblendet, wahrgenommen hatte. Aber ein Nu war's und das Gesicht im vorherigen Dunkel verschwunden, nicht mehr Zeit vergangen, als daß die Frau Landgräfin ihren Fuß zum Aufbruch vorsetzen gekonnt. Auf Weisung des Grafen Saint-Germain entschleierten Diener rasch die wenigen brennenden Kerzen; Ihre Königliche Hoheit verließ wortlos den Saal, und ihr Gemahl, wie die ganze Hofgesellschaft folgten ebenso nach; Unausgesprochenes hielt alle Zungen in schweigendem

Bann. Einige Blicke richteten sich im Fortgang nach dem Bilde der Prinzessin Luise zurück; die karge Beleuchtung ließ es nur undeutlich erkennen, doch konnte trotzdem kein Zweifel sein, daß es wie immer reglos mit gemalten, todten Augen aus dem Rahmen sehe. Draußen loderten Fackeln, der rothe Baldachin setzte sich dem Schloßthor des Neuwerks zu in Bewegung, und nach einer Minute lag die Amalienburg nächtlich stillverlassen. Aber die andauernde stumme Lautlosigkeit der nach Gottorp davon Schreitenden besagte, die Vorstellung in jener sei eine außerordentlich und in höchstem Maß seltsam überraschende gewesen.

Und als solche mußte sie in gleichem Grade auch auf die zeitweiligen Bewohner der Pavillons und Nebengemächer des Parkschlößchens gewirkt haben, denn die vornehmen Zuschauer ließen die Amalienburg nur in scheinbar todter Nachtruhe zurück. Im Gegentheil begann dort sehr bald nach ihrem Weggang eine hochgradige Lebendigkeit und Eilfertigkeit, ein hastiges Laufen, Huschen, Hin- und Hertragen, doch Alles möglichst geräuschlos und in tiefem Dunkel; wenn irgendwo Licht brannte, ward sein Schein durch Fensterläden und Vorhänge völlig unsichtbar gemacht. Ungefähr eine Stunde lang dauerte das gedämpfte Treiben an, dann erdröhnte der Erdboden vor dem Gebäude

dumpf von schwereren als menschlichen Tritten, da und dort knarrte und klirrte es leise, und bald danach rollte eine sechsspännige Kutsche mit einer zweiten hinter sich davon. Nicht dem Südthor des Neuwerks zu nach Gottorp, sondern in der entgegengesetzten Richtung. Als sie das nördliche Thor durchfuhr, schlug die Schloßuhr Mitternacht; es war die Stunde, in welcher die Prinzessin Irene von Trapezunt aus dem kaiserlichen Hause der Paläologos, wie „es ihr vorgeschrieben war" — auch heute — wieder im Parkweiher baden zu müssen eingestanden hatte. Doch die kleine Wasserfläche lag die Geisterstunde hindurch völlig ungeregt und unbesucht im stillen Licht des runder angewachsenen Mondes.

Am andern Morgen aber durchlief die Stadt Schleswig eine unerwartete und sonderbare Nachricht: die Amalienburg stehe leer von den Gästen, die sie in den letzten Wochen beherbergt, denn der Graf Alessandro Cagliostro habe sie mit seiner Begleitschaft in der Nacht unbemerkt verlassen. Warum, wußte niemand bestimmter anzugeben; ein Gerücht, das vom Hof herstammen sollte, ging dahin, er sei in der Absicht gekommen, sich zaubermächtiger als der Graf Saint-Germain zu erweisen und auf Gottorp an die Stelle desselben zu setzen, doch ein Fehlschlag dieses Plans habe ihn zu

schleunigster Abreise veranlaßt. Dafür sprach, — wie jemand wissen wollte, — daß der Landgraf, nachdem er von einer ihm widerfahrenen großen Enttäuschung zur Besinnung gelangt sei, in erster Frühe die Wache nach der Amalienburg geschickt haben solle, um den Grafen Cagliostro gefangen zu nehmen, indeß zu spät, da das Haus leer gewesen. Ob auch das auf Wahrheit beruhe, lasse sich schwer feststellen, denn man schweige, wie es scheine auf Befehl des Statthalters, im Schloß über den ganzen räthselhaften Vorfall.

X.

Eine derartige Schweigsamkeit ward in der That auf Gottorp beobachtet; das Verhalten Ihrer Königlichen Hoheit ließ nicht mißkennen, daß ein Erwähnen des am Abend Vorgegangenen unstatthaft sei, und ihre ganze Umgebung beeiferte sich, in Wort und Miene keine Erinnerung an das eigenthümliche Schattenspiel in der Amalienburg zu bewahren. Der nämliche Wunsch und Wille stand bei dem Landgrafen Karl zu vermuthen, denn er blieb den nächsten Tag hindurch unsichtbar, man nahm ihn nur ab und zu von draußen, am Fenster seiner Arbeitsstube stehend, gewahr und sich rasch abkehren, wenn der Blick eines drunten Vorübergehenden sich zu ihm hinaufhob. Er war tief empört über Cagliostro, höchlich verdrossen über sich selbst und sehr miß=

gestimmt gegen den Grafen Saint-Germain. Daß dieser die beiden letzten, mit einander redenden Köpfe täuschend ähnlich für die magische Laterne auf Glas gemalt habe, um einen Zweck damit zu erreichen, unterlag keinem Zweifel; unerklärbar dagegen blieb, woher die Stimmen gekommen seien, ebenfalls so täuschender Art, daß der Statthalter sowohl diejenige Cagliostro's als der „Prinzessin von Trapezunt" selbst zu vernehmen geglaubt. Sein Nachdenken führte ihn allerdings nach und nach zu dem Ergebniß, die Aufhellung sei dankenswerth gewesen, da sie ihn vor einem Betrug bewahrt habe. Aber er konnte sich zugleich eines erwachten Mißtrauens gegen ihren Urheber nicht erwehren, denn ebensowohl wie er dem Andern unverdient und thöricht Glauben geschenkt — das zeigte dessen nächtlich-jähes Verschwinden auf's deutlichste — lag der Gedanke nicht allzufern, Saint-Germain möge sich gleichfalls ähnlicher Mittel zur Erzielung seiner übernatürlichen Wirkungen bedienen. Der Landgraf gestand sich, öfter seine Vernunft nicht genug zu Rath gezogen zu haben, und er empfand einen starken Argwohn. Sogar in sich selbst begann er Zweifel zu setzen; der Scheunenbrand kam ihm in's Gedächtniß, ließ einen Verdacht in ihm aufsteigen, das Feuer sei ein absichtlich verursachtes gewesen und nicht durch

eine wirklich ihm innewohnende geheime Kraft, sondern von drinnen im Gebäude verborgenen Leuten mit Spritzen ausgelöscht worden. Diese Prüfungen und kritischen Betrachtungen dienten dazu, ihn aus dem Aerger über sich selbst herauszuheben; er fühlte mit Befriedigung, daß er seines nicht richtig benutzten Verstandes wieder völlig habhaft geworden, künftighin mit beobachtendem Scharfblick jede etwaige Täuschung zu durchkreuzen. Das bot ihm eine freudig erhebende Genugthuung für das Gaukelspiel, dem er zur Beute zu werden gedroht, aber er konnte sich nicht hehlen, daß dieser erlangten Klarheit seines Kopfes kein gleiches Gefühl der Zufriedenheit in seinem Innern entsprach. Nicht sein Vertrauen allein, sondern auch seine Phantasie hatte eine Enttäuschung erlitten, eine Einbuße, bei deren Vorstellung ihm das Blut wieder schneller vom Herzen aus zu kreisen anhub, um ihm rasch darauf eine Empfindung von Leere zu hinterlassen. Die letzten Tage waren ihm in einer immer mehr gesteigerten Erwartung vergangen, die sich plötzlich als trügerisch herausgestellt. Doch dies Erkennen hatte die von jener geschaffene Phantasie-Erregung nicht zum Mithinschwinden gebracht, nur den Gegenstand, auf welchen dieselbe sich gerichtet gehalten, zu etwas widrig Abstoßendem verändert. Der Blick des auf- und

abschreitenden Landgrafen fiel auf ein Oelbildniß seiner hohen Gemahlin, das sie ihm vor nicht Langem als Wandzierde über seinem Schreibtisch zum Geschenk gemacht. Die Auszeichnung, der Gemahl einer Königstochter zu sein, war unstreitig eine außerordentlich große, allein daß die kalten und leeren Züge menschlich besondere Anziehungskraft ausübten, ließ sich nur von Höflingszungen behaupten. Zudem hatte der Maler durchaus nicht geschmeichelt, sondern getreulich gleichfalls die frühzeitigen Fältchen und den wenig blüthenartigen Teint des Gesichtes wiedergegeben; wenn dies auch keine alte Frau darstellte, so war es doch eine alternde, und der Landgraf erschien daneben als ein noch junger, sehr lebensfrischer Mann. Unwillkürlich trat ihm beim Anschauen des Portraits plötzlich das der andern Prinzessin Luise in die Vorstellung, welches gestern Abend einen Moment lang von dem Strahl der laterna magica erhellt gewesen und den sonderbaren Eindruck erregt, als ob es die Augen zuschließe und öffne. Er hatte dem Bildniß bis dahin kaum Beachtung geschenkt, doch jetzt in der Erinnerung an das gestrige blitzgleiche Hervortauchen desselben aus dem Dunkel, mußte er sich sagen, das Gesicht besitze etwas in hohem Grade eigenartig Einnehmendes, und die Natur habe die Schwester König Friedrichs des

Fünften weit mehr begünstigt gehabt, als seine Tochter. Sie war mit dem schon bejahrten Herzog Ernst Friedrich von Sachsen-Hildburghausen vermählt gewesen und bereits erheblich vor ihrem Bruder noch jung gestorben.

So verbrachte der Landgraf Karl den Tag auf seinem Zimmer, daß er erst nach Einbruch der Abenddunkelheit, unkenntlich in einen Mantel gehüllt, verließ, um sich raschen Schrittes in die Wohnung des Grafen Saint-Germain hinüber zu begeben. Ueberrascht sah er den letzteren schon zu seinem Empfang mit einer Kerze unten an der Treppe bereit stehen; auf eine verwunderte Frage entgegnete derselbe: „Ich wußte, daß Eure Durchlaucht mir um diese Zeit die Ehre erzeigen würde, mich zu besuchen, und ich habe nach Ihrem Wunsch meine Dienerschaft sich schlafen legen lassen, damit niemand das Kommen Eurer Durchlaucht wahrnehme.“

Einen solchen Wunsch hatte der Angesprochene allerdings im Stillen gehegt und deshalb erst die späte Stunde zu seinem Fortgang abgewartet; ein wenig verdutzt stieg er die Treppe zu der nur matt von einigen verhängten Kerzen erhellten Arbeitsstube des Grafen hinan. Geheimnißvoll seltsame Dinge schimmerten und glimmerten von Wandborden, Gesimsen und Tischen: Todtenschädel und

Thiergerippe, alte, absonderlich verzierte Gold- und Glaspokale, Phiolen mit verschiedenartig gefärbten Flüssigkeiten gefüllt, Hämmer und Messer aus der Steinzeit, Geräthe von wunderlicher Form zu nicht enträthselbarem Gebrauch. Pergamente und in Schweinsleder gebundene Folianten lagen aufgethürmt und aufgeschlagen, erzene Dreifüße trugen da und dort ein sonderbares Gefäß, in einer Ecke drehte sich langsam ein großer Himmelsglobus von selbst um seine Axe, und auf ihm blitzten die Sternbilder hell wie am nächtlichen Firmament. Der Landgraf stand ungewiß, nach einer Einleitung suchend, mit der er beginnen wolle, doch er fand nicht das Richtige, und nach einem Weilchen sagte der Graf Saint-Germain mit leicht lächelndem Munde:

„Sie schweigen, Monseigneur, weil Sie nicht selbst aussprechen, sondern von mir hören wollen, was Sie heute gedacht haben. Genehmigt Eure Durchlaucht mir, Alles ohne Rückhalt zu wiederholen?"

Der Befragte zauderte, doch dann nickte er rasch; Saint-Germain bat ihn, sich in einen Sessel niederzulassen, und begann die Gedanken, Vermuthungen, Folgerungen, Mißtrauensregungen seines hohen Besuchers seit der Morgenfrühe in Worte zu fassen. Alles, als ob er bei einem laut

gehaltenen Selbstgespräch des Landgrafen zugegen gewesen sei; vielleicht nicht in der nämlichen Reihenfolge, wie es sich dem letzteren aufgedrängt und fortentwickelt hatte — oder doch wohl — der anfänglich stutzende, dann mehr und mehr staunende Zuhörer vermochte sich selbst nicht deutlich zu erinnern, ob ihm dieser Gedanke vor jenem, oder umgekehrt gekommen sei. Ab und zu konnte er sich überhaupt nicht entsinnen, etwas, was der Graf anführte, gedacht zu haben, doch er fühlte, sein Kopf war von der unbegreifbaren Kenntniß-Kundgabe desselben verworren, hatte merklich Manches vergessen. Das Ganze concentrirte sich ihm zu einem einzigen überwältigenden Eindruck zusammen; er war außèr Stande, den Anblick der ruhig heitren Augen Saint-Germains zu ertragen, suchte, als dieser schwieg, vergeblich nach einer Erwiderung. Ihm kam keine, nur statt dessen das Gedächtniß an eine Idee, deren jener nicht Erwähnung gethan, und halb ohne sein Wissen entflog ihm: „Von der Scheune — dem Brand — haben Sie nicht gesprochen —“

„Von dem Brand?“ Der Graf wiederholte es langsam, und sein Gesicht nahm einen ernsten, halb schmerzlichen Ausdruck des Widerstrebens an. Doch er fügte nach: „Wenn Sie es verlangen, Monseigneur — obwohl dies Aussprechen mir schwer

fällt, so daß ich es zu unterlassen suchte. Denn Eure Durchlaucht neigte sich der für mich tief betrübenden Annahme zu, daß ich selbst die Entzündung der Scheune veranlaßt haben könne —“

Der Landgraf sprang vom Sitz auf und stotterte: „Nein, lieber Graf — ja, Sie wissen auch das — verzeihen Sie mir, daß meine Verblendung einen Augenblick —.“

Er ergriff die Hand Saint-Germains, der, sich auf die seines hohen Gastes herabneigend, mit bewegter Stimme versetzte: „Oh, Monseigneur, wer über die Beschränkungen der gewöhnlichen Menschennatur emporragt, ist an Mißtrauen und Kränkung gewöhnt. Auch ich habe viel und bitter darunter gelitten, aber für das Schwerste leistet ein solcher Augenblick, das erhebende Wort und Zeichen der Anerkennung durch ein hohes, fürstliches Gemüth unvergänglichen Ersatz.“

Der Sprecher richtete sich aus seiner dankbar vorgebeugten Haltung auf, das leichte Lächeln kehrte um seine Lippen zurück, und er fuhr fort:

„Eure Durchlaucht verlangt mit Ihrem augenblicklichen Gedanken eine Erklärung dafür, daß mir die Herkunft und der beabsichtigte Betrug des signore Balsamo von Anfang an bekannt waren und ich ihn dennoch so lange unentlarvt beließ —“

„Allerdings — ja — das begriff ich noch nicht — das dachte ich in diesem Moment," brachte der Statthalter befangen heraus.

„Natürlich — ich meine, es war natürlich, Monseigneur, daß ich zuvor wußte, welchen Zweck dieser Abenteurer hier im Auge hielt. Wenn ich mein Verschweigen rechtfertigen will, bin ich zu dieser Selbstanschuldigung genöthigt. Als ich in Eurer Durchlaucht Gegenwart das Schreiben empfing, welches mir seinen Besuch meldete, nannte ich ihn hochwillkommen, nicht allein für mich, sondern auch für Sie, Monseigneur. Denn die Wahrheit empfängt erst den hohen Glanz ihres Gewandes durch die daneben stehende häßliche Tracht der Lüge; unsere Augen würden nicht im Strahlenlicht der Sonne die Alles belebende Wohlthäterin der Erde erkennen, wenn sie sich nicht als leuchtender Gegensatz aus nächtiger Finsterniß emporhöbe. Wir sind Menschen, Monseigneur, das sagt, auch die Höchsten, Geistesmächtigsten von uns unterliegen den Einflüssen schwacher Stunden, der Versuchung. Doch erst aus ihrem siegreichen Ueberwinden geht die vollendete Stählung der Kraft hervor, wie aus der Erzstufe das Gold durch Feuergluth unter dem darüber hinwallenden Mantel des Rauches geläutert wird, und ich wagte es — vergeben Sie mir diese kühne Eigenmächtigkeit, Monseigneur — Eure

Durchlaucht solcher Adeptur-Prüfung zu unterziehen. Ich ließ das trügerisch Gleißende herankommen, ungestört sein bunt schillerndes Gaukelspiel betreiben und alle Augen damit verblenden. Die der Andern galten mir gleich, meine Beobachtung verwandte sich nur auf die Schärfe eines Blickes, um zu erproben, ob er sich der Bethörung überlegen erweise. Alle Uebrigen zeigten sich zu schwach, ihr Widerstand zu leisten, mein Eingreifen war nöthig, ihre beschränkte Sehkraft zu erhellen. Nur der Eine bestand, denn ich sah, daß Eure Durchlaucht nicht meiner Beihülfe bedurfte, sondern bereits vorher aus eigener Kraft den Betrug durchschaut hatte und abwartete, wie weit der Abenteurer die Frechheit seines lügnerischen Blendwerks treiben werde, um selbst dies mit plötzlichem Schlage zu enthüllen. Daß ich mich fortreißen ließ, Ihnen darin zuvorzukommen, Ihrem reiflich erwogenen Plan dadurch entgegen zu handeln, Monseigneur, bereue ich tief. Es ist die Verschuldung, die ich auf mich geladen, die vielleicht kein Recht besitzt, auf die Verzeihung Eurer Durchlaucht zu hoffen."

„Ja — allerdings — ich hatte es schon vorher durchschaut — und es war meine Absicht —."

Der Landgraf äußerte es, etwas mit der Zunge anstoßend, hielt kurz inne und fügte nach: „Es wäre mir lieb gewesen — indeß — ich mache

Ihnen keinen Vorwurf, lieber Graf. Sie konnten nicht wissen, welchen Plan ich verfolgte — oder wenn Sie es wußten —"

Der Sprecher sah den Angeredeten fragend an, der demüthigen Tons erwiderte: „Ich habe meine Schuld schon bekannt, Monseigneur."

„Nein — ich denke nicht mehr daran. Eine Dienstmagd und frühere — es war empörend — ich hätte sie bei dem letzten Trugspiel im Pavillon entlarven sollen. Nur befand ich mich grade nicht — können Sie mir auch sagen, Graf, was ich augenblicklich wünsche?"

„Zu erfahren, Monseigneur, durch welchen taschenspielerischen Kunstgriff es möglich fiel, Ihnen in so täuschender Weise die Erscheinung — das Bild —"

„Ja — der Prinzessin von Trapezunt —."

Saint-Germain nickte, wie ohne Unterbrechung in seinem Satz fortfahrend: „Eure Durchlaucht meint, der Courtisane Lorenza Feliciani — vorzuspiegeln. Wenn Sie befehlen und mir die Ehre erzeigen wollen, mich zur Amalienburg zu begleiten, Monseigneur, so werde ich im Stande sein, Sie von der einfach natürlichen Erklärung eines scheinbaren Wunders zu überzeugen."

Auch das — wie Alles — traf bei dem Statthalter zu; dieser Wunsch war es gewesen, den er

grade gehegt, und der ebensowenig, als das von ihm den Tag hindurch Gedachte, dem Grafen Saint-Germain verborgen geblieben. Wie gewinnend und vornehm war der vom letzteren durch jede Regung, Miene und Aeußerung geübte Eindruck; eine hohe, ruhige Würde sprach aus seinem heiteren, wie seinem ernsten Wort. Der Landgraf mußte sich in der Vorstellung Cagliostro daneben halten, und es fiel ihm nicht mehr begreiflich, wie er die beiden in einen Vergleich habe bringen können. Der sicilianische Abenteurer war von plumpem Aussehen und plebejisch-renommistischem Auftreten gewesen, seine Devotion hatte einen gemeinen, schmeichlerisch berechnenden Charakter getragen. Das Wesen des Grafen Saint-Germain hielt sich dagegen von erniedrigender Unterwürfigkeit fern, er verletzte niemals die dem fürstlichen Range und Geschlecht gebührende Ehrerbietung, doch der Unterschied zwischen dem geborenen und dem angemaßten Aristokraten konnte in keinem schärferen Contrast zu Tage treten. Saint-Germain hatte eine Handleuchte angezündet und begab sich mit seinem erlauchten Begleiter auf den Weg zur Amalienburg. Diese bot überall Anzeichen des in ihr stattgefundenen eilfertigen nächtlichen Abzugs; besonders in dem Pavillon, den der Landgraf zuletzt im Dunkel betreten, lagen bunt durcheinander gleichgültig zurück-

gelassene Dinge am Boden. Ein Wandstück zeigte sich mit einem schwarzen Tuch verhängt, unter dem durch die Hand des Grafen ein großer, gleichfalls in der Hast des Aufbruchs vergessener Spiegel enthüllt ward. Saint-Germain bemerkte dazu: „Auf den Sessel dort ist Eure Durchlaucht geführt worden mit dem Ersuchen, unbeweglich zu bleiben, besonders den Kopf nicht umzuwenden. Hätten Sie dieser Vorschrift — die stets nur das Hülfsmittel eines Schwindlers ist — nicht Folge geleistet, Monseigneur, so würden Sie bei einer plötzlichen Umdrehung gewahrt haben, daß die sogenannte Prinzessin von Trapezunt sich in Wirklichkeit da drüben hinter Ihnen befinde und, von der Seite her mit einer besonderen Lichtflamme scharf beleuchtet, ihr Bild in den Spiegel hineinwerfe. Dadurch verlor es die irdisch körperhafte Erscheinung und erhob sich zu der verklärten Schönheit eines geisterhaften Wesens, das zugleich doch die Farben und Reize des Lebens besaß, und" — der Erklärer sog einmal leicht die Luft des Gemachs ein — „unterstützt ward die Täuschung noch durch unsichtbar entwickelte aromatische Dämpfe, die ein wenig verschleiernd an der Gestalt vorüberwallten und mit ihrem Duft eine bezweckte leis betäubende Wirkung ausübten."

„Ja — so — so war Alles — Sie wissen

auch das genau, als ob Sie zugegen gewesen seien. Und das konnten Sie nicht, da ich Ihnen gleich darauf draußen neben meiner Gemahlin begegnete."

„Mit meinen leiblichen Augen konnte ich es allerdings nicht, Monseigneur."

Der Landgraf wich unsicher dem ihm entgegen gerichteten, bescheiden und doch mit einem gewissen Stolz lächelnden Blick des Antwortenden aus, als überkomme ihn eine Scheu, von demselben den gegenwärtigen Gedanken in seinem Innern lesen zu lassen. Umherschauend sagte er rasch: „Ich sehe die Gestalt noch so vor mir — die Augen — es ist betrübend, daß die Natur einem niedrigen Geschöpf solche äußere Bildung verleihen kann —."

Unter den weißen Brauen hafteten die Augen des Grafen Saint-Germain auf dem abgewendeten, sich mit einer leichten Röthe überziehenden Gesicht des Sprechers gleich zwei glänzenden Pfeilspitzen. Ueber seine Lippen kam ein leichter Seufzer, und er antwortete:

„Gewiß, Monseigneur, nichts erweckt dem edlen Gemüth tiefere Trauer, als zu erkennen, daß Schönheit des Antlitzes und Körpers mit Hinterlist, Gemeinheit und Schändung an Leib und Seele verbunden sein kann. Denn unsere Empfindung gestaltet sich diese hohe Mitgift der Natur

zu einem Thron der Unschuld und Jungfräulichkeit; die Holdseligkeit des Weibes läßt das Herz des Mannes mit lieblichem Schlag erbeben, in unserm Ergriffensein von ihr fühlen wir uns im Innersten mit ihr verwandt, das Edelste in uns durch sie aus einem dämmernden Traumbann geweckt. Oh, Monseigneur, es war klug bedacht von der christlichen Lehre, die Monogamie unter ihre Gebote aufzunehmen, denn sie dient den Zwecken der Kirche und des Staates. Aber dem erleuchteten Geiste Eurer Durchlaucht darf ich es aussprechen, daß sie mich als ein Frevel an der höheren Bestimmung des Mannes bedünkt, seine rauhere Art durch Frauenanmuth zu mildern und zu veredeln, wie die Legirung der Metalle sie mit wechselseitiger Vervollkommnung durchglüht. Einer alternden Gattin versagt die Kraft, solche Wundermacht fortzuüben, und die Lehre Mohameds war weiser, aus tieferem Born der Erkenntniß entquollen, als die heut in Europa zur Herrschaft gelangte. Doch ist auch sie immer nur eine exoterische für den plumpen Sinn der Menge gewesen; den feiner Organisirten hat sich zu allen Zeiten das esoterische Verständniß der Ziele erschlossen, welche das geheimnißvolle Wirken der Natur durch die von ihr rastlos neu erschaffene reiche Fülle der Weibesschönheit erstrebt. Was leitete meine Gedanken zu ihr hinüber? Ja,

so geschah's, das Bedauern Eurer Durchlaucht über den Widerspruch zwischen der äußeren Gestaltung und dem schamlosen Gewerbe jener Betrügerin rief mir die Erinnerung an eine der wundersamsten Blüthen des Frauengeschlechtes wach, die mein Auge, das viel gesehen, jemals entzückt hat. Sie war — oder sie ist — vielleicht in ihrer Sonderart ohne eine zweite ihres gleichen, von erlauchtem Blut, der höchst erdenkbare Gegensatz zu der buhlerischen römischen Dienstmagd, deren Niedertracht hier Eure Durchlaucht in sittliche Empörung versetzt. So reinen Glanzes wie eine weiße Sonnenwolke im blauen Aether, Monseigneur, und der Dufthauch, der von ihr ausgeht, gleich dem eines Blattes der Buche, das zum erstenmal in der Morgensonne seine weiche Frühlingsanmuth entfaltet. Oh beneidenswerth, wem sie vom Schicksal zur höchsten Vollendung seines Lebens bestimmt ist! Verzeihen Sie, Monseigneur, daß ihr Bild, da es lebendig vor meine Augen getreten, mir die Lippen mit Bewunderung gefüllt hat. Eure Durchlaucht wird nicht länger in diesem widerwärtige Vorstellungen erweckenden Raum zu verweilen begehren."

Der Landgraf sah sich um. „Nein — wir wollen — Sie sagten von dem Fräulein oder der Frau, deren Gedächtniß Ihnen wachgerufen worden:

‚Sie war — oder sie ist'. Was heißt das? Wenn sie gewesen, ist sie nicht mehr, däucht mich."

Der Befragte machte eine leichte, bescheiden verneinende Kopfbewegung. „Das heißt, Monseigneur, was die Worte besagten. Innerhalb der Schranken des gewöhnlichen Erkennens scheinen sie sich zwar zu widersprechen, allein jenseits ihrer Grenzen giebt es, für jenes nicht faßbar, einen Raum und eine Zeit, darin sie sich zur Vereinigung erheben. Dort ist das Gewesene und war das Seiende, denn dies sind nur Ausdrucksweisen der Unvollkommenheit des menschlichen Begreifens. So bediente Eure Durchlaucht sich auch der zwei Worte ‚Fräulein' und ‚Frau', einer Unterscheidung, die wohl hier Gültigkeit besitzt, doch nicht in jener höheren Sphäre. Die Dame, von der ich sprach, war einige Jahre hindurch nach irdischer Benennung eine Frau, aber in ihrem gegenwärtigen Sein, das ihr keine Erinnerung an das frühere bewahrt, ist sie wieder eine Jungfrau, wie sie's in der frühen Blüthezeit ihres ersten Lebens gewesen."

Der Sprecher ließ den Schein seiner Handleuchte gegen die Ausgangsthür fallen, um diese zum Verlassen des Pavillons zu erhellen, doch der Landgraf blieb noch zaudernd stehen, sein Gesichtsausdruck verrieth eine von ihm angestellte frucht-

lose Gedankenanstrengung, und er murmelte nur halb verständlich: „Allerdings unfaßbar für unsere Geisteskraft — es sind die Schranken, in die sie gebannt ist. Aber ich fühle zuweilen den Anhauch von etwas Unsichtbarem, als ob es aus jener andern Sphäre —"

Er brach ab: „Lassen Sie uns hier nicht länger davon reden, Graf, es ist nicht der richtige Ort dazu. Nur möchte ich, da wir uns an diesem Platz befinden, bevor wir gehen, noch einmal in den Saal treten, in welchem Sie uns gestern Abend durch Ihre Offenbarung zu höchster Dankbarkeit verpflichtet haben."

Die Züge Saint-Germains befiel ein plötzlicher Schreck, den er sichtbar umsonst zu beherrschen suchte. Er versetzte rasch: „Ich bitte Sie, Monseigneur, von diesem Vorhaben abzulassen."

„Warum?"

„Weil ich in Eurer Durchlaucht Gedanken lese, welche Absicht Sie hineinführt. Es ist die Folge der Unvorsichtigkeit, die mit dem Lichtstrahl begangen wurde, und die mir heute genug Sorge bereitet hat."

Man sah, daß es den Statthalter überlief, er antwortete stockend: „Auch das wissen Sie? Ihre Macht ist unheimlich — was kann sich Ihnen verbergen, Graf? Ja, ich möchte das Bild der

Prinzessin Luise anschauen, das mir gestern in der Beleuchtung, die einen Moment darauf fiel, den täuschenden Eindruck erregte, als ob es die Augenlider bewege."

Der Graf Saint-Germain stand in schweigend tiefem Ernst, holte einmal schwer Athem, eh' er entgegnete:

„Eure Durchlaucht sagt, Sie möchten, aber ich lese: Sie wollen, und daß meine Bitte Sie nicht von Ihrem Vorsatz abhalten kann. Es ist meine Verschuldung und ich muß die Verantwortung tragen, denn ich könnte Sie nicht hindern, Monseigneur, Ihren Willen ohne mich in's Werk zu setzen. Aber ich schwanke —"

Er hielt an und sah einige Augenblicke ungewiß vor sich hinaus, eh' er fortfuhr: „Da es unabänderlich geworden, wäre ein Verhehlen der Wahrheit mit noch höherer Gefahr verknüpft. Der Rahmen da drinnen umschließt das Abbild jener wundersamen Jungfrauenblüthe, von der die Erinnerung mich Eurer Durchlaucht vorhin reden ließ, daß sie gewesen und daß sie sei, und so ist auch das Bildniß todt und lebt doch zugleich. Sie täuschten sich nicht, Monseigneur; seitdem Diejenige, welche die Kunst des Malers dargestellt und aus ihrem früheren Sein erhalten hat, wieder in's Leben zurückgekehrt ist, läßt ein Mysterium, das

auch ich nicht ganz erfasse, wenn sie die Lider hebt und senkt, ihr Portrait das Nämliche thun. Sie ist nicht das Bild, doch die Kraft ihres Lebens wirkt zu ihr hinüber; eines der größten, mich selbst durchschauernden Geheimnisse liegt in diesem von aller Körperlichkeit abgelösten Vorgange verborgen. Aber ich sprach Eurer Durchlaucht bereits, daß sie keinerlei Gedächtniß mehr an ihr vorheriges Dasein besitzt, nicht ahnt, die Tochter eines Königs zu sein. Wenn meine Bitte — ich wiederhole sie nochmals — Sie deshalb nicht bewegen kann, Monseigneur, Ihre Absicht aufzugeben, so muß ich doch eine andere zur Bedingung meiner Begleitschaft in den Saal stellen, daß Eure Durchlaucht in Schweigen verharren und keine Aeußerungen über das Bild an mich richten wolle. Denn die Stunde macht es mir wahrscheinlich, daß sie selbst, von der die todten Augen ihr Leben empfangen, sich schon im Schlaf befindet, und das Gemälde würde einen ihm verursachten Schreck auf jene in die Weite übertragen, der auf ihre durch die wiedergewonnene Jungfräulichkeit noch überaus zarte Organisation die allergefährlichste Wirkung auszuüben vermöchte.“

Der Statthalter bewegte seine Hand ein paarmal gleitend über die Stirn, ein verworrener, halb wie von Betäubung redender, halb glänzender Aus-

druck seiner Augen kam unter jener wieder zum Vorschein, und er äußerte hervorgestoßen: „Ich verspreche es Ihnen, Graf.“ Dann traten sie in den Saal, in dessen weitem, dunklem Raum das Licht der kleinen Laterne beinahe völlig wirkungslos blieb. Das Bildniß der Prinzessin Luise hing einige Fuß über Manneshöhe an der Wand, und Saint-Germain hob nun etwas seitwärts seine Leuchte zu ihm auf. Er mußte an dieser irgend eine Aenderung vorgenommen haben, denn ihre Lichtflamme blitzte nicht grell wie bisher, sondern warf einen gedämpften, leicht röthlichen Schein, ausreichend, das Portrait zu überhellen, zugleich jedoch es in einen sanften Farbenton eintauchend, in dem es sich nicht wie ein gemaltes, sondern wie ein lebendes Gesicht ausnahm. Täuschend erregte es sogar den plastischen Eindruck eines Hautreliefs; die Züge mischten träumerisch Weiches mit einer gewissen jungfräulichen Herbigkeit überaus fesselnd zusammen. In der That ließ sich nicht wohl ein größerer Gegensatz zu dem Spiegelbilde Lorenza Felicianis erdenken. Sie hatte einer üppig entfalteten Tropenblume geglichen, in fremder Farbenpracht gleißend, verführerisch, wie berauschenden Duft ausathmend; hier war nordische Art, doch nicht mindere Schönheit, vielleicht für den feinen Sinn die noch höhere eines ahnungsvollen, von erst sich

aufschließender Knospe noch dämmernd verborgenen Reizes. Schöpferisch zauberte die Phantasie ihn sich zu voller Blüthe hervor, und mit ihr vereinigte sich eine angeborene fürstliche Hoheit, welche die „Prinzessin von Trapezunt“ nur als Maske anzulegen bemüht gewesen. Dem Landgrafen fiel zum erstenmal in den Gesichtslinien der Prinzessin Luise eine große Familienähnlichkeit mit ihrem Bruder, seinem königlichen Schwiegervater, auf; er hatte ihr Bild anders in der Vorstellung getragen oder vielmehr wohl nie vorher genau betrachtet. Wunderlich war's, gegen den sonstigen Brauch bei allen Portraits hielt es die Lider fest geschlossen.

„Es ist, wie ich vermuthete, sie schläft,“ flüsterte Saint-Germain kaum vernehmbar.

Doch fast mit den gehauchten Worten zugleich ging ein Zucken durch die Wimpern, schlugen die Augen sich auf und blickten mit zwei silbergrauen Sternen nieder. Erstaunt, wie die einer Schlafenden, die aufwachend noch ein Traumbild vor sich sieht. Und auch selbst wie eine Traumerscheinung war's, kaum die Zeit eines Herzschlags überdauernd, dann senkten die Lider sich wieder herab.

Gleichzeitig aber verschwand auch das Bild vor dem Blick, der Graf Saint-Germain hatte seine Blendleuchte umgewendet, den Arm des Statthalters

gefaßt und raunte: „Ich bitte Sie, Monseigneur." Geräuschlos auftretend zog er seinen willenlos Folge leistenden Begleiter mit sich aus dem Saal in's Freie hinaus, wo er erst mit lauterer Stimme erklärend nachfügte:

„Zum Glück fiel sie wieder in den Schlummer zurück, aber es war Gefahr, daß wir sie nochmals aufweckten."

Die Mondscheibe hatte sich jetzt beinah voll gerundet, helle Nacht lag draußen. Der Landgraf stützte sich mit der Hand gegen eine Steinbrüstung vor der Thür der Amalienburg und stand mehrere Athemzüge lang sprachunfähig, eh' er hervorbrachte:

„Wo ist sie — in Wirklichkeit — gegenwärtig?"

„Das weiß ich nicht, Monseigneur."

„Sie wissen es — wollen es mir nicht sagen — Sie müssen es wissen. Ich muß sie sehen, mit ihr reden, sie über etwas befragen — etwas in Bezug auf meinen Schwiegervater — worüber sie allein mir noch Auskunft geben kann."

„Eure Durchlaucht vergißt, daß sie sich ihres früheren Zustandes nicht mehr erinnert."

„Einerlei — ich bitte Sie, Graf — ich weiß, Sie besitzen die Macht dazu, und ich würde an Ihrer Ergebenheit zweifeln, wenn Sie es mir nicht

erfüllen. Morgen — morgen Nacht, wenn Alles im Schloß still geworden, erwarte ich Sie bei mir; ich werde Ihnen den Schlüssel zu der Wandthür meines Zimmers zuschicken. Es handelt sich um Wichtiges — für Dänemark, wie für die Herzogthümer — um eine folgenreiche politische Frage. Also ich zähle auf Ihre Dienstleistung — nein, verlasse mich auf die Gesinnung eines Freundes."

„Oh, Monseigneur, welch' ein Name für mich! Ihn zu verdienen, wäre auch die Erfüllung des Schwersten noch zu gering."

Der Landgraf schritt jetzt groß aus, das Mondlicht ließ eine tiefrothe Färbung seines Gesichtes erkennen, merkbar befand er sich in heftiger innerer Erregung, die er zu verbergen suchte. Pfeifend zogen Brachvögel über den Köpfen der beiden Gottorp Zuschreitenden durch die Nacht, und sich zu einem gleichmüthigen Ton beherrschend, knüpfte der Statthalter schnell ein Gespräch über Jagdinteressen daran. Er liebte das Ausstellen von Dohnen in den Wäldern zum Krammetsvogelfang, doch war dieser im Frühling bis jetzt nicht so ergiebig wie sonst gewesen, und er sprach die Muthmaßung aus, die Wachholderdrosseln möchten zu gewitzigt sein, in die Schlingen zu gehn; man müsse diese wohl in behutsamerer Weise, besser versteckt herrichten. Zu-

hörend ging der Graf Saint-Germain neben dem eifrigen Sprecher und erwiderte auf die letzte Bemerkung desselben: „Ich glaube nicht, Monseigneur, daß man solche Besorgniß zu hegen braucht; es ist ihre Natur, sich zu fangen, und ihr Beruf, gefangen zu werden. Sie halten sich für klug, das bildet den Hauptgrund, weshalb es keiner feineren Vorkehrungen bedarf. Ich habe oft genug erfahren, auch solche, die schon einmal den Kopf in der Schlinge gehabt und durch einen Zufallsumstand daraus losgekommen sind — wenn man ihnen nur die richtige Lockspeise anbringt, so sitzen sie doch wieder auf derselben Leimruthe fest."

„Ja, es mag auch wohl sein, denn sie sind eigentlich sehr dumme Geschöpfe," pflichtete der Landgraf bei.

XI.

Da trug sich um ungefähr vierundzwanzig Stunden später, gegen Mitternacht des nächsten Tages im Gottorper Schloß etwas Sonderbares zu. Im Flur desselben war grade noch einmal Cay Sehestedte erschienen, um die Leibwachen vor den Gemächern des Landgrafen zu inspiciren, als plötzlich die Wohnzimmerthür des letzteren von innen her aufgerissen wurde und hastig, laufenden Fußes, mit irrem Umblick und einem Ausdruck halber Betäubung Dorret Gorries aus jener hervorkam. Sie machte eine Bewegung, als ob sie sich, nach Beistand suchend, instinktiv an einen der Soldaten wenden wolle, doch im gleichen Moment traf ihr Blick auf den jungen Offizier, der sie, wie ungläubig, mit großstaunenden Augen ansah. Wie ein tödtlicher Schreck fuhr es über

ihr Gesicht, ein Schrei, wie wenn sie die Besinnung verliere, flog ihr vom Mund, und blitzschnell an Cay Sehestedte vorbeieilend, verschwand sie durch die offenstehende Schloßthür in's Freie.

Am andern Morgen liefen seltsame Gerüchte in der Stadt Schleswig um. Der Statthalter befinde sich in heftigster und, seiner sonstigen Natur zuwider, zornigster Aufregung. Niemand wußte Sicheres weshalb, nur daß ein Mädchen Anlaß dazu gegeben, wie Einige gehört haben wollten, sich respectwidrig gegen den Landgrafen benommen haben solle. Es ward erzählt, er sei in der Nacht mit einem kleinen Geleit von Vertrauten zur Amalienburg hinausgegangen, habe dort bei verschlossenen Thüren ein im Saal an der Wand hängendes Bild herabnehmen lassen, hinter dem sich bei der Fortnahme eine in die Mauer hineingebrochene große Oeffnung gezeigt. In dieser schien sich etwas befunden zu haben, was ihn derartig aufgebracht, daß er zurückkehrend ein halbes Dutzend Wachen mit geladenen Gewehren um das Haus des Grafen von Saint-Germain beordert, diesen gefangen gesetzt und befohlen habe, falls er seine Wohnung zu verlassen suche, von den Schußwaffen gegen ihn Gebrauch zu machen. Dies letztere war gewiß verbürgt; von dem Uebrigen sprach man eifrig, doch ohne einen Zusammenhang zwischen den

verschiedenen Gerüchten herstellen zu können. Nur fügte man noch hinzu, Ihrer Königlichen Hoheit solle Alles sorglichst geheim gehalten sein.

Ohne sich um dies mannigfach schwirrende Gerede zu bekümmern, kam gegen die achte Frühstunde vom Holm her Pidder Sövenbroder durch den Lollfuß geschlingert. In seiner beständig gleichen Tracht, mit dem Südwester auf dem Kopfe schien er den Gang zu machen, den er bis vor einem Monat jede Woche einmal zum Besuch seiner Schwestertochter im „Ruge Krog“ angetreten hatte; nur der „Näsenböter“ dampfte ihm heut' Morgen nicht unter der Nase, sondern sah in Unthätigkeit mit der Spitze aus seiner Flaustasche heraus. Und vom Gewöhnlichen abweichend war auch, daß Pidder nicht am Ende des Lollfuß gegen die Neuwerkmauer hin rechts aufwärts bog, vielmehr statt dessen auf dem Schleidamm weiter wanderte, über die Brücke nach Gottorp hinüber und hier grad' auf das große Schloßthor zusteuerte. Mit derselben ruhigen Bewegung wie immer that er's, und da Cay Schestedte ihn im Schloßhof anhielt und befragte, wohin er wolle, gab er so gleichmüthig Antwort, er möchte mit dem Herrn Landgrafen sprechen, als ob es das täglich Bräuchliche sei, daß der Statthalter von Schleswig-Holstein seinen Tag durch eine Morgenunterhaltung mit einem Holmer

Fischer anfange. Das wollte dem jungen Offizier nicht einleuchten, der übrigens sehr blaßfarbig und überwacht, fast krankhaft aussah. Doch auf ein paar sparsam von Pidder nachgefügte Worte hin änderte Sehestedte, dessen Wimpern plötzlich ein Zucken durchfahren, seine Ansicht. Er versetzte rasch, daß er bei Seiner Durchlaucht anfragen wolle, hieß, die Treppe hinanlaufend, den Fischer nachfolgen, und kehrte mit der Meldung zurück, der Landgraf habe befohlen, den Wartenden zu ihm zu lassen. Nun nahm Pidder Lövenbroder seinen Südwester ab, klopfte, weniger mit den Fingerknöcheln, als mit der ganzen Hand, nach Hofüblichkeit etwas überflüssiger Weise, an die Thür Seiner Durchlaucht und schob sich über die Schwelle nicht anders, als über die eines seiner Nachbarn auf dem Holm, hinein.

Draußen auf dem Corridor blieb in einiger Entfernung der junge Offizier stehen, unverwandt den Blick auf die Thür gerichtet haltend. In seinen Zügen drückte sich eine höchste Spannung, Ungewißheit, Bangen und Hoffen ineinander gemengt aus; wohl eine halbe Stunde verstrich, in der er, manchmal unwillkürlich den Athem anhaltend, wartete, als suche sein Ohr auf das, was drinnen im Zimmer gesprochen werden mußte, hinüber zu lauschen. Dann öffnete sich endlich die Thür, und

Pidder Sövenbroder kam genau ebenso wieder heraus, wie er hineingegangen. Schicklich machte er die Thür hinter sich ordentlich zu, setzte seinen Hut auf und begab sich gleichmäßigen Schritts wieder die breite Treppe hinunter. Cay Sehestedte sah ihm nach; in seinem Gesicht ließ sich lesen, er wisse nicht, was er wolle und solle. So blieb er unschlüssig eine Minute lang oder mehr stehen, bis es zu spät geworden, den Fortgewanderten noch einzuholen; dann sprang er plötzlich ebenfalls über die Stufen abwärts. Voraussichtlich umsonst für das, was ihn jetzt herzklopfend trieb; aber da stand Pidder noch draußen an der äußeren Schloßmauer, hatte Feuerstein, Stahl und Schwamm in den Händen, pinkte Funken auf den Zunder, blies ihn an, holte jetzt seinen schon vorsorglich gestopften Pfeifenstummel aus der Tasche, den er bedächtig in Brand setzte, und hastig ging der junge Offizier auf ihn zu.

Fast zur gleichen Zeit aber öffnete sich droben die Thür des Landgrafen wiederum, und dieser selbst trat aus ihr hervor. Seine Miene zeigte einen eigenthümlichen, nicht ganz zu enträthselnden Ausdruck, der eine Mischung von Staunen, Betroffenheit und umirrender Gedankenbemühung zu bilden schien; von dem zornigen Aufgebrachtsein indeß, welches das Gerücht ihm beigemessen, ließ sich kein

Ueberrest mehr wahrnehmen. Er hielt ein Weilchen auf dem Corridor an und blickte nachsinnend vor sich hin, dann begab er sich eilig davon, zum Hause des Grafen Saint-Germain hinüber, wo er den umher aufgestellten Wachen kurz gebot, ihre Posten zu verlassen und zur Schloßkaserne zurück zu kehren. Nun zögerte er abermals etwas, und sein Gesicht bedeckte sich mit Röthe; es machte den Eindruck, als ob er sich erst ein Herz fassen müsse, die Treppe des Hauses hinanzusteigen. Aber dann that er dies und klopfte an die Thür Saint-Germains.

Dieser erhob sich, den Eintretenden mit einer tiefen Verneigung empfangend. Danach stand er in aufgerichteter, doch merklich erzwungener Haltung, seine Augen konnten einen unruhigen Schimmer nicht verbergen, und er sagte mit ungewisser Stimme:

„Monseigneur, Sie kommen zu einem Gefangenen —“

Die Zunge wollte dem Statthalter nicht recht gehorchen, wie er rasch einfiel:

„Das nicht — nicht mehr — ein Mißverständniß, lieber Graf, für das ich um Ihre gütige Nachsicht —“

Sichtlich ließ Beschämung ihn nicht zu Ende sprechen; in der Erscheinung des Grafen von Saint-

Germain aber ging langsam eine Veränderung vor. Seine Gestalt hob sich noch mehr und zu ihrer sonstigen Festigkeit auf, eine hohe ernste Würde prägte sich in seinen Gesichtszügen aus. Er versetzte bewegt und hörbar bemüht, keinen Vorwurf in seine Erwiderung zu legen, doch unfähig völlig den Aufklang eines solchen zurückzubeherrschen:

„Oh, Monseigneur, mein langes Leben hat mich an Verkennung gewöhnt. Freilich, daß auch diese schmerzlichste hinzukomme, hätte das Schicksal mir erlassen dürfen. Doch der irre geführte Glaube Eurer Durchlaucht ist jedenfalls von einer scheinbaren Begründung veranlaßt worden —"

Eine sich halb vorstreckende Frage klang aus dem letzten, auf die der Statthalter befangen entgegnete:

„Erlassen Sie mir eine längere Erklärung, lieber Graf. Ich meinte, von Ihnen — vielleicht unwissentlich — getäuscht worden zu sein. Daher — in meiner ersten Aufwallung — als die Prinzessin Luise sich gegen mich — und als ich nachher ihr Bild —"

Der Sprecher brach, sich unklar verwickelnd, ab; Saint-Germain hielt einen Verständnißlosigkeit kundgebenden Blick auf ihn geheftet, und etwas leise Tastendes barg sich wieder unter seiner Frage:

„Und — Monseigneur – ?"

Stotternd antwortete der Landgraf: „Sie könnten mir auch das Aussprechen dessen ersparen, Graf, was Sie ja doch schon wissen. Aber wenn Sie es als Buße von mir verlangen — ich hatte vergessen, daß die Prinzessin keine Erinnerung mehr von ihrem früheren Leben hat — und da ich sie wieder erkannte und sie auf mein Befragen mir auch sagte, daß sie — mit kurzem Wort, Graf — ich erfuhr erst, nachdem ich meine Uebereilung gegen Sie begangen, daß keine Täuschung vorlag, sondern daß Sie in Wirklichkeit erfüllt, was Sie verheißen — nur nicht die Schwester des Königs, sondern eine Tochter desselben zu mir geführt hatten —"

Der Statthalter sprach, zu Boden geschlagenen Blicks; mit großaufgeweiteten Augen aber sah staunend der Graf von Saint-Germain auf ihn nieder, und es bedurfte einer Athemzugsdauer für ihn, eh' er entgegnete:

„Oh, Monseigneur, daraus entsprang das mir diesmal verschlossen und unbegreiflich Gebliebene? Eure Durchlaucht vergaß, daß die Prinzessin in ihrem gegenwärtigen Dasein um eine Generation später lebt und deshalb nicht mehr als die Schwester, sondern als Tochter des Königs wiederkehren mußte."

„Ja, lieber Graf — meine Vernunft war blind — haben Sie genug an meinem reuigen Be-

kenntniß und lassen Sie uns nicht weiter davon reden!“

Auch in den Zügen Saint-Germains gab sich augenscheinlich eine Reuempfindung zu erkennen, die seinem erlauchten Freunde auferlegte Buße so weit verlängert und ihn zu solchem Eingeständniß vernunftlos blinden Thuns genöthigt zu haben. Schonend lenkte er jetzt rasch von der peinlichen Erörterung ab, bewies seine weltberühmte Meisterschaft auf dem Gebiet der Conversation, in dem er fast unvermerkt in zwanglosester Weise das Gespräch in völlig andre Bahn und zwar feinsinnig auf einen Lieblingsgegenstand des Landgrafen, die Jagd, hinüberleitete. Und er knüpfte demselben an passender Stelle die erfreuliche Mittheilung an: „Eure Durchlaucht sprach neulich eine Besorgniß hinsichtlich der Krammetsvögel aus, ich begab mich deshalb gestern in den Wald, um mich selbst darüber zu vergewissern, und es dient mir zur Freude, Sie vollständig beruhigen zu können, Monseigneur. Der Fang geht ebenso wie immer von statten — natürlich gehört dazu, daß der Schlingensteller die nöthige Geschicklichkeit besitzt und daß ihm manchmal Glück und Umstände etwas günstig gewogen sind. Aber dann ist nichts zu befürchten, denn ich habe mich wieder überzeugt, sie sind wirklich — wie auch

Eure Durchlaucht sagte — ganz unglaublich dumme Vögel."

* * *

Cay Schestedte hatte draußen vor dem Schloß ein rasche, kurze Zwiesprache mit Pidder Sövenbroder gepflogen, die ihn veranlaßt, sich mit dem letzteren auf den Weg zum Holm hinaus zu begeben. Er ging immer rascher, lief zuletzt beinah in das Haus des Fischers hinein, doch seine Erwartung ward zu vollster Enttäuschung. Dorret Gorries, die inmitten der Nacht in das Häuschen ihres Onkels gekommen war, befand sich nicht mehr darin. Sie hatte auf seinen Weggang gewartet, um es wieder zu verlassen; in der Stube lag ein Stück Papier, darauf stand geschrieben, er möge ihr nicht bös sein, aber sie könne hier nicht bleiben, und er solle nicht nach ihr suchen, denn er finde sie doch nicht.

Die beiden Angekommenen hatten unterwegs noch mancherlei miteinander geredet, und sie sahen sich, als sie die Schrift auf dem Blatt gelesen, vorerst stumm-betroffen gegenseitig in die Gesichter. Dann sagte Pidder: „Ja, Herr, was denn nu?" und der Befragte, dessen Glieder ein Zittern durchlaufen, stieß besinnungslos aus: „Wir müssen sie suchen!"

„Ja, das müssen wir ja wohl, denn hier is sie ja nich. Aber wo sollen wir sie suchen?“

„Vielleicht bei ihrem — im Ruge Krog —“

„Nee, da is sie nich hingegangen, Herr.“

Ein Gedanke ließ tödtlichen Schreck über die Züge des jungen Offiziers fallen. „Wenn sie nicht mehr —“ Er sprach nicht zu Ende, sondern sah starr auf das gluckende Wasser hinaus.

Doch Pidder Sövenbroder schüttelte ruhig den Kopf. „Nee, das thut sie nich, Herr, dazu kenn' ich sie.“

Aber Rath und Weg wußte er auch nicht, setzte nur nach einer Pause hinzu: „Ja, auffinden sollten wir sie ja, denn Sie scheinen das ja gern zu wollen, Herr.“ Und in den grauen Augen Pidders lag, dagegen habe er auch durchaus nichts einzuwenden.

Nun kam Cay Sehestedte plötzlich etwas: „Zu ihm! Vielleicht weiß er es!“

„Wer denn, Herr?“

„Der Schwarzkünstler —“.

Der Antwortende ließ sich nicht zu Weiterem Zeit, sondern zog den Fischer mit sich, wieder durch die Länge der Stadt Schleswig. Anfangs hurtig, doch je näher sie Gottorp kamen, langsamer; man sah, die Hoffnung, die der Gedanke ihm im ersten Augenblick eingeflößt hatte, losch mehr und mehr

in ihm aus. Aber dann standen sie doch in der Stube des Grafen Saint-Germain.

Diesen hatte der Statthalter erst vor Kurzem verlassen, und der Zurückgebliebene sah überaus heiter in den herrlichen Junimorgen hinaus. Er empfing die beiden Ankömmlinge in liebenswürdiger Weise, allerdings von dem Anblick Sehestedte's etwas überrascht, und erwiderte auf eine hastige Frage desselben, nachdem er ihn kurz mit prüfenden Augen bemessen:

„Oh, Dorette — sie hat verlassen mein Haus heut' Nacht. Sie ist gekommen nicht in das Haus von ihrem Onkel, sagen Sie, und Sie möchten wissen, Monsieur, wohin sie ist fortgegangen. Oh, Monsieur de Sehestedt, die Welt ist groß und weit, um darin zu bleiben irgendwo."

Merklich nahm der Sprecher ein lebhaftes Interesse an der Mit-Anwesenheit des Fischers, und er wandte sich jetzt an diesen: „Es mich freut, Ihn bei mir zu sehen, denn Er ist ein Mann, welcher hat guten Verstand und gewußt, daß seine Nichte nicht war im Haus von ihrem Vater an ihrem richtigen Platz, und ich Ihm habe gesagt, es würde sein für sie zu Gutem, daß ich sie nähme mit mir hierher. Wenn Er will kommen mit mir da in die Nebenstub', ich Ihm will zeigen ein' sonderbaren Fisch, wie Er ihn noch nicht hat ge-

sehn in Seinem Leben, der Ihn wird sehr interessiren, weil Er ist ein Fischer. Ich bitte, Monsieur, zu nehmen einen Sitz und mich zu entschuldigen ein paar Augenblick; wir kommen zurück gleich von dem merkwürdigen Fisch."

Das letztere geschah allerdings nicht grad', sondern die Betrachtung nahm wohl fast eine Viertelstunde in Anspruch, die sich dem jungen Offizier zu einer halben Ewigkeit ausdehnte. Aber dann kehrte der Graf mit Pidder wieder; sein Aussehen besaß etwas Strahlendes, es war, als müsse er gewaltsam einen aus ihm aufdrängenden Lachreiz bezwingen. Frohlaunig sagte er: „Sie nicht sind Fischer, Monsieur de Sehestedt, darum ich Sie nicht habe gebeten, zu kommen mit uns. Aber ich glaub', Sie auch sind Liebhaber, zu fangen Krammetsvögel — oh, Monsieur, es ist nöthig, zu haben viel Geschick dabei, aber es kommen vor Fälle, daß nicht hilft, zu besitzen die beste Kunst, wenn man nicht hat obendrein ein gutes Glück —"

Den Sprecher ungeduldig anblickend, fiel Cay Sehestedte ein: „Ich verstehe nicht, Herr Graf — ich denke gegenwärtig nicht an Jagd, sondern bin zu Ihnen gekommen, um zu fragen, ob Sie —"

„Ah, Pardon, ich vergaß, Monsieur. Sie nicht denken an Jagd auf ein' Königsfasan, Sie haben beehrt mich mit Ihrem Besuch, weil Sie

möchten erfahren von mir, wo ist geblieben Dorette, die Tochter von dem Wirth im Ruge Krog. Sie mir nicht hat gesagt, wohin sie ist fortgegangen, aber ich sehe dahin, nach Occident, ein graues Meer und darin liegen ein' Insel — ich weiß nicht ihr' Namen — doch ich sie nehm' gewahr schmal und lang, mit viel kleines Gebirg von Sand, darauf wächst Gras, mehr grau als grün —"

Pidder Sövenbroder öffnete plötzlich den Mund: „Das is Sylt, daran hab' ich ja gar nich gedacht. Ja, das wird ja richtig sein, Herr, daß sie dahin weggegangen is."

Saint-Germain lächelte und wiederholte: „Ich nicht weiß den Namen, nur sehe liegen die Insel."

XII.

Um einige Stunden später rollte ein leichtes Fuhrwerk von Schleswig auf der Landstraße nach Flensburg davon. Cay Sehestedte und Pidder Lövenbroder saßen darin; der Tag ging zum Abend, als sie in Flensburg eintrafen, und die Pferde waren ermüdet, indeß der Offizier gebot, daß der Wagen ohne Anhalt westwärts zur Stadt Tondern weiterfahre. Doch durchkreuzte Mißgeschick zum Besten der Pferde seinen Willen; auf dem schlechten Wege brach ein Rad und nöthigte ihn, in einem nur mit Mühe erreichten Haidedorf zu übernachten. Langsam setzte sich am andern Tage mit dem nothdürftig ausgebesserten Wagen die Fahrt fort, so daß wieder Dunkel einbrach, bis sie an dem windverweht unter den Nordseedeich hingekauerten Häuserhaufen des

Dorfes Hoyer, dem der Insel Sylt nächstbelegenen Festlandspunkt, anlangten. Zu dieser wollte Sehestedte sogleich weiter, noch in der Nacht mit einem Boot hinüber. Allein er mußte sich abermals bescheiden, denn die Ebbe begann und setzte ihm bis zum Morgen wieder höhere Gewalt entgegen. Aber im ersten Frühlicht weckte er den Fischer, der sich am Abend eines guten Fahrzeugs versichert hatte, und sie brachen zum kleinen Hafenplatz der „Hoyer Tiefe“ auf. Vom Deich her stand ihnen frischer Wind in's Gesicht, Pidder zog mit witternden Nasenflügeln, als sei's der wonnevollste Duft, Meeresathem und Seegeruch ein. Seine grauen Augen glimmerten und er sagte: „Das is die Westsee, Herr, und kein Mergeltümpel, als die Ostsee. Da giebts Wasser und Wind, aber der Wind is nich gut für uns. Das giebt viel Kreuzschläge und dauert lang und kann wieder Abend werden. Aber das is ja schön, und so 'ne Eile hat es ja nich.“

Da lag hinter'm Deich das eintönig grau anrollende Wattenmeer, scheinbar sich uferlos nach Westen fortdehnend. Ein starkes Segelboot harrte bereit, mit dessen Eigenthümer Pidder noch in friesischer Sprache einige Worte tauschte; danach wickelte er bedächtig die weißen Linnen ab, machte sie fest, setzte sich an's Ruder, und es ging rasch

hinaus. Doch nicht weit, dann erkannte auch Cay Schestedte, daß der Wind möglichst ungünstig sei; die Segel mußten umgelegt werden, und das Boot lief anscheinend wieder gegen die Abfahrtsstelle zurück. Pidder äußerte dazu: „Das is erst über Nacht aufgekommen, gestern war's noch besser, da ging's noch gut 'nüber, und die Ebbe kommt uns auch noch über'n Hals. Aber das is ja schön, je länger als es währt.“

Das war eine Ansicht, die der Hörer offenbar durchaus nicht theilte, doch ihm blieb nichts übrig, als sich darein zu schicken, und er saß stumm und sah nach Westen hinaus. Immer hin und her ging das Kreuzen, Stunden um Stunden schlichen hin, die Sonne stieg zu ihrem höchsten Punkt auf. Pidder Sövenbroder dampfte aus seinem Näsenböter, klopfte die Asche an der Planke in's Wasser, stopfte sich den kleinen Pfeifenkopf wieder aus seinem Seehundsfell-Beutel, hantirte mit Stahl und Stein und dampfte weiter. Dann sprach er einmal vor sich hinaus, nicht zu seinem Begleiter, wie in den singenden Wind:

„Ja, das Wasser bleibt sich immer gleich, das is just als damals. Ihm ward es auch zu lang, als ich ihn herüberholte, und er wollt' mir hundert Speciesthaler geben, wenn's schneller ging'. Aber ich sagte, Herr, die behalten Sie man, das is dem

Wind ganz egal, ob Sie mir hundert Species-thaler geben."

Cay Sehestedte hatte aufhörend das Ohr gespannt, er mußte vermuthen, schon vorher erfahren haben, von wem der Fischer spreche. Doch er fragte ungewiß: „Wer? Von wem redet Ihr, Pidder? Wen fuhrt Ihr hier hinüber? Den —?"

Pidder Sövenbroder nickte. „Ja, ich wußte ja ganz gut, daß er's war, aber ich sagte blos ‚Herr' zu ihm, ihm war das ja auch recht so. Er sah lang nich so vornehm aus, als Sie, Herr; blos 'nen grünen Rock hatt' er an, mit 'nem bischen Grün am Hals, als wär's ein Jagdaufseher oder so was, aber merken konnt' man's doch an Allem. Für meine Schwester wär's wol nich nothwendig gewesen, sie hätt' ihn doch wol gern gehabt. Denn er hatt' es so für 'ne junge Person, das konnt' ja nich gut anders gehn. Und mit Maren war's ja auch so, das blieb sich gleich, wer es war, wenn Einer sie sah. Sie hatten sich blos einmal gesehen, als er drüben zum Besuch gewesen, aber da war's mir gleich klar, er käme mal wieder. Es is ja gut, wenn Sie's wissen, Herr, denn es geht Sie ja doch was an. Ich konnt's ihm ja nich verdenken und ihr auch nich; das kann ja sein, andere Leute hätten gesagt, ich hätt's, weil ich ihr Bruder war, nich thun sollen. Das kann ja auch recht sein,

aber jederein thut ja wie es ihm danach is; das wollen Sie ja auch thun, Herr. Auf der Insel is es lange Winter und viel dicke Luft, die Sonne scheint nich oft. Aber wenn sie mal so einen Tag klar herauskommt, dann denkt man noch lange daran, wie schön daß er gewesen. Ich meinte so, Herr, es wär' gut für meine Schwester, so daran denken zu können, wenn sie nachher ihr Lebelang in der dicken Luft sein müßt'. Das war ja vielleicht nich richtig, aber man kann's ja nich anders machen, als man nu mal die Meinung hat. Die hab' ich auch noch immer ebenso, denn die Tage, als die Sonne ihr so in das kleine Haus unter der Düne hineinschien, waren ja nich lange, aber ich hab' keine so schönen im Leben wiedergesehn, als ihre Augen damals sagten, daß sie's wären. Sie hat die Augen nachher ja auch bald zugemacht, um von der dicken Luft nix mehr zu sehen. Aber sonst hätt' sie in ihrem Leben nie was anders als die kennen gelernt, und so war's doch wol besser, daß ich ihn hier herüber gefahren, denn dazu lebt man ja nich blos. Und für Sie war es auch besser, Herr, sonst führen wir heute hier wol nich zusammen. Ich konnt's ja nich machen, aber als der Herr Graf kam und sagte, er wollt' sie auf's Schloß nehmen, da sagte ich mir ja, es war das Beste und sollt' wol so sein. Das is es denn

ja auch geworden, aber es is ja nich nothwendig, daß sie überhaupt was davon zu wissen kriegt, das meint der Herr Landgraf auch so."

Eigenthümlich waren die Worte in Pidder Sövenbroder's gleichmüthiger Sprechart von seinem Mund in Wind und Wellen hinausgeklungen. Sein junger Bootgenosse hatte mit einem träumerischen Gesichtszug zugehört und zu erkennen gegeben, daß ihm ein Schlüssel zum Verständniß, wer es gewesen, den Pidder vor langer Zeit einmal hier hinübergeführt habe, schon früher mitgetheilt sein müsse. Nun versetzte Cay Sehestedte: „Ich fürchte, wir finden sie nicht auf der Insel, mir wird's immer weniger glaubhaft. Was der Graf Saint-Germain sieht und sagt, darauf geb' ich nichts. Er wollte uns los sein, darum log er es uns vor."

Doch der Fischer schüttelte den Kopf. „Nee, Herr, der kann richtig mehr, als blos Brod essen. Auf der ganzen Welt hat's kein Mensch gewußt, als ich, aber als er mir den ausgestoppten Fisch wies, da sagte er mir, wer sie wär'; das geht ja nich auf gewöhnliche Manier zu. Und richtig is sie auch da auf Sylt."

„Sie ist da?" Der Offizier sprang von der Bank auf. „Was heißt das? Woher wißt Ihr's?"

„Ich fragte da vorher Einen am Wasser, ob

er nich so was gesehn hätte. Der sagte mir, sie wär' gestern herüber."

„Und das habt Ihr mir nicht gesagt, Pidder?!"

„Ja, wozu denn, Herr? Ich kenn' das nich und hab' nich gedacht, daß Ihnen das so wichtig zu hören wär'. Aber nu seh' ich ja, daß es grad' so is, als es damals bei ihm war, er konnt' es ja auch nich abwarten. Das is ja gut, dann wird sie ja nich in dicke Luft kommen, die wär' auch nix für sie. Denn das haben Sie ihr ja angesehn, Herr, daß sie nich zu den Häringsmöven gehört, und dafür segeln wir hier. Nu kommt uns aber die Ebbe über'n Hals."

Die Wassertiefe hatte schon seit einer Stunde mehr und mehr abgenommen, betrug jetzt kaum noch einen Fuß unter dem Boot. Die Augen des jungen Offiziers waren, seitdem der Fischer zu sprechen angefangen, nicht mehr in die Weite, sondern vor sich hin gerichtet gewesen; nun drehte er den Kopf, fuhr beinah schreckhaft zusammen und stieß, mit der Hand nach Westen deutend, aus: „Was ist das?"

Das Wattenmeer war dorthinüber nicht mehr uferlos, sondern langhin von einem Landstrich begrenzt. Ueber diesem hob es sich im Hintergrunde von Norden bis nach Süden gleich einem niedrigen Hochgebirgsmodell auf, Düne an Düne, weiß in

der Sonne wie Schneehänge blitzend, daneben im Schatten bläulich wie Gletscher, aber auch mattgebrochene gelbe, grünliche, röthliche Farben mischten sich mit ein. Davor hob sich auf einer Anhöhe im Vordergrund eine alte dunkle Kirche mit viereckigem, von einer Dachhaube bedecktem Thurm hoch in die Luft. Die Insel war's, welche die Spiegelung der Fata Morgana ab und zu dem Blick Dorret Gorries' täuschend am Horizont in die Höh' getragen hatte.

„Das is blos Sylt, Herr, und da sitzen wir auf dem Schlick fest," antwortete Pidder.

Der Bootkiel grub sich in den weichen Grundschlamm ein; Cay Sehestedte's Augen irrten verlangend nach der etwa eine Stunde entfernten Dünenkette, er machte eine mechanische Fußbewegung, über den Bord zu steigen, und sagte: „Ich will nicht warten, will zu Fuß —"

Doch der Fischer schüttelte den Kopf. „Nee, das geht nich an, Herr, bleiben Sie man sitzen. Das is ja ganz schön, daß Sie das so flink haben wollen, denn bei ihm war es ja ebenso, aber das kann nich angehn. Da laufen die Prielen dazwischen, über die können Sie nich herüber; da muß man töben, bis das Wasser wieder kommt, das is ja auch ganz schön. Sehn Sie, da fliegt 'ne Silbermöve, die kennt man gleich aus den

andern heraus. Das haben Sie ja auch gethan, Herr, sonst lägen wir nich hier zusammen fest."

Pidder Sövenbroder stopfte sich seelenruhig seinen Kopf, schlug Feuer an und blies blaues Gewölk um sich herum. Dann wies er mit der Pfeifenspitze: „Das is die Kirche von Keitum, da drunter da liegt meine Schwester begraben. Das is nu zwanzig Jahr her, und das war für sie ja am besten. Die Leute hätten ja wol gesagt, ich hätt's nich thun sollen, aber jederein hat ja so seine Meinung, Herr. Und wenn ich denk', was sie für Augen hatte, als wir miteinander ankamen, dann thäte ich es heute doch grade so wieder, Herr. Das is ja, als wie man das Leben ansieht; ja, das wird ja was spät, bis wir hinkommen, aber das konnt' man ja bei dem Wind vorher wissen, und sie weiß ja nix davon, dann wird ihr das Warten ja auch nich lang. Sie is ja blos weggelaufen aus Schreck, weil Sie auf enmal in der Nacht da waren, als sie von dem Herrn Landgrafen herauskam; das läßt sich ja begreifen, denn so'n Mädchen weiß ja nich recht, was sie thun soll, das is ja so in der Welt. Nu kriegt sie's besser, als ihre Mutter, denn für die war's mit der Sonne blos kurz. Wenn Maren das noch mit ansehn könnt', das würd' sie freuen. Aber das geht ja nich an, sie liegt ja da oben unter'm Stein, und

wenn man den 'mal über sich hat, dann is ja Alles ganz egal, auch was mit Einem gewesen is."

Und Pidder Sövenbröder dampfte seine Wolken und sah, gleichmüthig auf die Wiederkehr der Flut wartend, nach der nachmittägig sonnbeglänzten alten Kirche von Keitum hinüber.

* * *

Dann war es wieder früher Morgen, die Sonne blitzte von Osten in „das kleine Gebirge von Sand, auf dem Gras, mehr grau als grün, wuchs" und mit den breiten, steifen Halmen leis im Wind flimmerte. Darüber, wie über dem flachen, mit kurzer Rasennarbe bedeckten Boden der Insel trillerten hundert unsichtbar im Blau stehende Lerchen, und Pidder Sövenbroder sagte: „Das bleibt sich ja Alles immer gleich und thun sie immer so, wenn's die Jahrszeit is. Das thaten sie damals ja grad' auch ebenso, und ich sagte zu ihm: Wenn wir sie finden wollen, Herr, müssen wir da herum gehn, da wird sie sein. Denn ich sagte ja blos ‚Herr' zu ihm, das hatte er ja auch am gernsten."

Unabsehbar dehnte sich nach Norden und Süden die weiße Dünenkette und davor der schmale matt- grüne Landstrich, aus dessen überschleierndem Sonnen-

duft da und dort in der Weite eine zusammengerückte Schaar von Häusern oder ein völlig vereinzeltes Dach wie Würfel von tellerebenem Grund aufstiegen. Sie zeigten, daß Menschen auf Sylt lebten, doch man sah keine weitum, Alles war stille, helle Einsamkeit. „Das is es ja immer so," sagte Pidder; „wenn wir sie finden wollen, Herr, müssen wir da herum gehn, da wird sie wol sein. Denn das bleibt sich bei ihnen ja auch immer gleich, wenn's die Jahrszeit is, und ihre Mutter war da am gernsten."

Der Schiffer ging leicht schlingernd über den sanften Boden gegen die kleinen Bergkuppen vor. Hin und wieder nickte ein blaues oder rothes Blümchen aus dem Grund; wie die beiden Wandrer an den Dünenhang kamen, lagen, flach auf seine Oede hingedrückt, seltsam hie und da, weit aufgeschlagen, die gelblich-weißen Kelchsterne der wilden Zwergrose. Sie hatten etwas Märchengleiches in der fahlen Dürre umher, sahen aus ihr nicht wie Wirklichkeit, sondern wie Traumgebilde an, und wie in einem Traum ging der Blick Cay Sehestedtes auf sie nieder. Pidder Sövenbroder aber hob den bestulpten Fuß aufwärts in den feinkörnigen, hurtig wieder um die Trittspur zusammenrieselnden Sand und sagte: „Da oben is en Platz, da wachsen sie noch mehr, da saß meine Schwester

am gernsten und wird sie auch wol sitzen. Denn das bleibt sich ja immer gleich."

Nun stiegen sie etwas mühsam gradaus hinan, und Pidders Annahme erwies sich als richtig. Auf dem Fleck, wo Maren Eggen am liebsten gesessen, zwischen einem Halbkranz von Zwergrosen umher, saß auch Dorret Gorries. Sie wußte nichts davon, daß es so sei, aber wie sie über den Dünenkamm entlang gegangen, hatte es sie hier am meisten zum Rasthalten heruntergezogen, und schon seit Sonnenaufgang befand sie sich so auf diesem Platz. Nun war Alles genau derartig um sie, wie sie's sich tausendmal vorgestellt und täuschend in ihrer eignen Kindererinnerung noch zu sehen und zu fühlen geglaubt. Unter dem steilen Abfall zu ihren Füßen rollten mit immer gleichem Rauschen die Wellen der grauen See auf den Vorstrand; draußen in der Weite, stets unveränderlich, stand ein weißer Brandungsgürtel von Gischt und Schaum. Rastlos kreischend jagten weißbrüstig blitzende Möven über ihrem Kopf, der weiche Meerwind strich neben ihr durch die blaugrünen, zitternden Halme des Strandhafers. Nur die kleine Zwergrose hatte sie nicht mit in ihrem Traumbilde gesehn. Die war ihr nun als etwas hold Fremdes hinzugekommen; ihre Hand hielt eine

der kleinen, blaßfarbigen Blüthen gepflückt, und ein leiser süßer Duft stieg daraus zu ihr hinan.

Wie Dorret aber in dem eigenartigen Gewand, das der Graf Saint-Germain für sie ausgewählt, dasaß, sprach Alles an ihr, dies sei die Umgebung, die Heimathstelle, wohin sie gehöre. Aus der sonnenglimmernden See schien der silbergraue Glanz in ihre Augensterne heraufgestiegen, das Fließende ihres weichen Haares ähnelte der Schmiegsamkeit der Wellen und seine Farbe zwischen Hell und Dunkel dem Dünengrat, wo ein Wolkenschatten über ihn hinglitt. Doch darunter sah, dem im Sonnenauffall perlenden Sandhange gleich, ihre hohe Stirn und das schmale, feine Angesicht hervor.

Sie saß abgewendet und blickte auf das uferlose Meer in die Weite. Hier, hatte sie gefühlt, würde sie glücklich sein — oder wenn auch nicht glücklich, doch nicht bedrückt von der immer, seit frühestem Kindheitsgedenken unsichtbar auf ihr lastenden Schwere — und nun war sie hier. Wie es so gekommen und weshalb, lag, als sei ein Nebel drüber gezogen, hinter ihr. Verworren hatte es sie in der Nacht angefaßt, daß sie fort müsse, ein jäh überwältigender Schreck. Wovor und warum — sie dachte darüber nach, doch sie wußte sich's nicht mehr zu sagen. Ihr kam vor, als ob

sie's nur geträumt habe und ihr Thun so sonderbar ohne einen Grund dafür gewesen sei, wie man wohl im Traum etwas thut.

Nun war sie hier, und die Fata Morgana brauchte ihrer Sehnsucht nicht mehr täuschend in der Ferne das Spiegelbild der Insel über den Horizont heraufzuheben. Aber seltsam, drüben, wo die See und der Himmel zusammenstießen, stieg ihr jetzt etwas Anderes vor dem Blick in die Höh'. Wieder nur ein Trugbild der Phantasie, doch zugleich auch, als entstehe es aus dem Herzschlag in ihrer Brust, denn mit jedem Klopfen desselben nahm es deutlicher Gestalt und Farben an, und wieder suchte vergeblich eine Sehnsucht in ihr Flügel nach ihm in die Weite auszuspannen.

Plötzlich fuhr der Kopf Dorrets einmal herum. Weshalb wußte sie nicht. Es war nichts, was einen körperlichen Sinn an ihr berührt hatte, keine Regung, kein Laut. Aber es überlief sie mit einem Schauer und zwang ihr das Gesicht zurück.

Da stand das Truggebild, das sie eben am Horizont gesehen, auch hinter ihr; nur nicht in der Ferne, sondern dicht vor ihren Augen. Unbeweglich blickte sie es an wie zuvor, nur hob sich ihre Brust zu keinem Athemzug. Cay Sehestedte aber bückte sich, brach eine der märchenhaften Rosen vom Sandboden und sagte mit etwas schwanker

Stimme: „Sie ist Dein Abbild, Dorret — wollen wir wieder tauschen, so gieb mir Deine. Oder wollen wir sie zusammen mit einer Hand halten?"

Er kniete rasch neben dem Mädchen nieder, umfaßte ihre Hand, so daß die beiden Rosen ihre lichten Kelche zusammenschmiegten. Sie ließ es geschehn, ohne sich zu rühren, auch daß er die andre Hand um ihren Nacken legte, sich vorbog und ihre Lippen küßte. Es war ein Traum der einsamen Dünenwelt; ein Schauer, kühl und warm zugleich, durchlief sie nochmals und mit ihm ein aufdämmerndes Gefühl, als habe sie auch das schon einmal als Kind hier so geträumt.

Etwas zurück stand Pidder Sövenbroder und sagte, nicht zu den Beiden, sondern wie für den Wind oder die Sonnenstrahlen oder die weißen, jagenden Möven: „Das bleibt sich ja immer gleich, wenn es die Jahrszeit is; er machte das ja grad' ebenso, mit der Zwergrose und dem andern. Das is ja schade, daß Maren das nich mehr mit ansehn kann. Aber das geht ja nich an, sie liegt da ja unter'm Stein, und da hat sie's ja auch gut."

XIII.

Um einige Tage später fand auf Gottorp große Verwunderung statt. Der junge Edelmann Cay Sehestedte aus alter Familie hatte seine Verlobung mit einem Mädchen aus niedrigsten Kreisen, einer Tochter des Wirths aus dem Ruge Krog, bekannt gegeben. Wenn die Betreffende auch für ein Bauernmädchen von ungewöhnlichem und einem gewissen feinen Aussehn sein sollte, fiel es doch schwer möglich, eine derartige beabsichtigte ‚Mesalliance' für glaubhaft zu halten. Aber zweifeln ließ sich trotzdem nicht daran, und obendrein war es nicht einmal angebracht, sich in der Hofgesellschaft anzüglich darüber auszulassen. Denn nicht nur mißbilligte der Landgraf die unwürdige Wahl seines jungen Günstlings nicht, sondern er hatte diesen vor Aller

Augen und Ohren gradezu beglückwünscht, sich eine Lebensgefährtin von so reizvoller und besonderer Naturmitgift ausgewählt zu haben. Das bildete keine geringe Anerkennung für sie, da dem Statthalter Competenz in der Beurtheilung weiblicher Vorzüge nicht abzusprechen war, und man mußte sich daran genügen, verstohlen die Achsel zu zucken, daß Cay Sehestedte von jeher einen absonderlichen, etwas „sehr einfach-natürlichen" Geschmack bewiesen habe.

Doch nun kam noch mehr Ueberraschendes und zu noch größerer Zurückhaltung der Zungen Nöthigendes hinzu. Es war doch nicht möglich gewesen — oder vielleicht nicht achtsam genug in's Werk gesetzt — zu verhüten, daß nicht auch zu der Frau Landgräfin das Gerücht von einem spätnächtlichen weiblichen Besuch im Zimmer ihres Gemahls gedrungen, und Ihre Königliche Hoheit hatte sich mit einigen Anzeichen von Erregung zu dem letzteren begeben, um von ihm sich unter vier Augen über den Anlaß und die Bedeutung dieses etwas unverständlichen Vorkommnisses näher unterrichten zu lassen. Die empfangene Erläuterung mußte ihr indeß vollkommen eingeleuchtet haben, denn sie war, zwar mit sichtlich hohem Staunen im Gesichtsausdruck, doch durchaus beschwichtigt fortgegangen. Und zu einem nicht minderen

Staunen des Hofes sprach sie sich bald danach nicht allein ebenfalls billigend über das Verlöbniß Cay Sehestedte's aus, sondern ging in huldvoller Herablassung sogar so weit, daß sie ihre Bereitwilligkeit kundgab, sich die niedrig geborene Braut — „ungeborene“, benannte das Flüstern der Hofdamen sie — des jungen Cavaliers vorstellen zu lassen.

Das war eine hohe Gnade und zugleich ein Befehl, dem es alsbald nachzukommen galt, so daß die Zeit mangelte, für Dorret erst eine schickliche Hofgewandung anzufertigen. Sie erschien deshalb zu der leutseligen Audienz in ihrem bastgrauen Kleide; der Landgraf empfing sie — ein klein wenig verlegen — mit ihrem Bräutigam zuerst, führte sie in das Zimmer seiner Gemahlin und stellte sie dieser vor, die in einem Armsessel saß, den sie ganz mit ihrer Brokatrobe überbauschte. Diesmal fühlte Dorret sich vor der Königstochter sehr befangen; sie stand nicht, wie damals vor dem Wagen, mit scheulos gradaus gerichtetem Blick, sondern hielt die Lider heruntergeschlagen, nachdem sie die vom Grafen Saint-Germain erlernte knixende Verneigung nur ziemlich ungelenk auszuführen vermocht hatte. Ihre Königliche Hoheit ließ eine Weile die Augen aufmerksam, wie es schien mit Interesse, auf dem Mädchen verweilen,

dann sagte sie: „Es freut mich, Dich zu sehen, liebes Kind, da Herr von Sehestedte, den wir estimiren, Dich aus Deinem bisherigen Stande zu sich aufzuheben beabsichtigt. Ich erinnere mich, Dich schon einmal vor dem Hause Deines Vaters wahrgenommen zu haben, und bin Dir den Dank für die Milch schuldig geblieben, die Du mir damals reichtest. Deine Hochzeitsaussteuer, die ich für Dich anfertigen lassen werde, möge ihn Dir nachträglich ausdrücken und dieser Schmuck, der zu Deinem neuen Stande und zu Dir selbst paßt, Dich daran erinnern, daß ich Dir wohlwollend gesinnt bin."

Die Sprecherin nahm ein neben ihr liegendes Halsband aus werthvollen Perlen und reichte es Dorret entgegen, die jetzt, stockenden Athems, ihre vorher mißlungene Verneigung nachzuholen versuchte. Doch war sie unfähig, ein Wort des Dankes über die Lippen zu bringen; ihr kam's überdrängend zum Bewußtsein, wo und wie sie, das Kind des Krugwirths, hier stehe — wie von übergewaltigem Strahlenglanz geblendet, betäubt, bückte sie sich unwillkürlich, die Hand der Königstochter zu küssen. Doch diese überbot noch ihre vorherige Herablassung, erfaßte statt dessen die Hand des Mädchens und sagte, dieselbe einen Augenblick leicht drückend: „So wünsche ich Dir

Glück zu Deinem künftigen Leben, liebes Kind." Die Audienz war beendigt, Cay Schestedte führte seine Braut fort; von den beiden Hofdamen, die im Hintergrunde dem Empfang angewohnt hatten, raunte die eine: „Welche Maladresse einer Bauerntochter!" und die andre versetzte lauter, halb vernehmbar in bewunderndem Ton: „Welche königliche Dankvergeltung für ein Glas Milch!"

Der Landgraf geleitete die Fortgehenden in das Gemach zurück, aus dem er sie zu seiner Gemahlin herübergeführt, und sprach — noch immer ein wenig befangen und mit dem Blick an Dorrets Gesicht vorbeigehend — Schestedte seinen Glückwunsch aus. Doch ward dieser durch eine jähe Botschaft unterbrochen, ein Diener des Grafen Saint-Germain kam gestürzt und meldete, sein Herr sei plötzlich schwer, wie es scheine höchst gefährlich erkrankt. Der Statthalter befahl, schleunig nach einem Arzt zu schicken, und begab sich rasch selbst zum Hause des Erkrankten hinüber; erschreckt folgte Dorret, von ihrem Bräutigam begleitet, nach. Der Anblick Saint-Germains beließ keinen Zweifel, was geschehen, daß er von einem Schlaganfall betroffen sei. Mit geschlossenen Lidern lag er in einem Armstuhl reglos zurückgesunken; der Landgraf eilte auf ihn zu, suchte ihn aufzurichten und rief: „Wo ist Ihr Elixir? Ich will es holen,

daß Sie davon trinken!" Nun öffnete der Befragte die Augen, das Lächeln, das ihm so oft zu bezaubernden Ausdruck um die Lippen gegangen, kehrte noch einmal auf sie zurück, und er sprach, hörbar mit halbgelähmter Zunge:

„Oh, Monseigneur, Sie sind es? Ich war unvorsichtig — hätt' ich nur einen Tropfen noch — aber das Elixirglas zerbrach mir gestern — und ich dachte, es sei noch früh genug, heute mir ein neues zu bereiten. Doch zu spät, Monseigneur — meine eigne Schuld —"

Das Sprechen fiel ihm zu schwer; Dorret stand heftig ergriffen. Ihr Herz hing mit einem Gefühl von Kindesscheu und -Liebe an ihm; er hatte ihr zwar Sonderbares in der Amalienburg zu thun geboten, und weshalb er sie nächtlich auf einem geheimen Wege zum Zimmer des Landgrafen geführt habe, aus dem sie plötzlich erschrocken fortgelaufen, das lag unbegriffen hinter ihr. Aber ihr war's, daß sie ihm doch all' ihr wundersames Glück verdanke, und in ängstlicher Sorge schlang sie den Arm um seinen Nacken, ihm zu helfen. Er sah sie an und lächelte noch einmal; doch offenbar verwirrten sich seine Sinne, denn er brachte mühsam hervor: „Oh — votre altesse royale vient aussi — merci — grand merci —"

Die letzten Worte waren's, die der Graf

Joseph Maria von Saint-Germain sprach, denn sein Kopf glitt in den Händen Dorrets und des Landgrafen haltlos nieder, und bevor noch der Arzt eintraf, hatte das Leben ihn verlassen.

* * *

Der Landgraf Karl von Hessen und seine hohe Gemahlin haben noch, über ein halbes Jahrhundert hinaus, ein sehr langes Leben weitergeführt. Hochbetagt ging endlich die letztere ihm voran, und er folgte ihr erst 1836 im Alter von zweiundneunzig Jahren unter die Gruftplatte im Schleswiger Dom nach. Ihm gelang es noch, selbst in das große Geheimniß der Umwandlung unedler Metalle in Gold einzudringen, und mit einem Goldschmied zusammen arbeitend, ließ er aus der von ihm hergestellten gelben Masse durch jenen zahllose Schmucksachen, Armbänder, Broschen, Ohrgehänge und Ringe anfertigen. Sie mußten gegossen werden, denn zu einer Schmiedebearbeitung war das aus Eisen gewonnene Gold zu hart und spröde. Mit freigebigen Händen aber verschenkte der Landgraf an vornehme Besucher zum Andenken von den Schmucksachen, breitete seinen reichen Vorrath an den goldenen Schätzen vor ihnen aus und sagte in hohem Stolzgefühl: „Das alles habe

ich aus Nichts geschaffen.“ In seinen letzten Lebensjahren war er an den Rollstuhl gebannt, saß darin mit einem schwarzen Sammetkäppchen auf dem silberweißen Haar und nickte seinen Hofleuten in den Gängen des Neuwerks als ein freundlicher Greis von ehrwürdiger Erscheinung zu.

Das Schloß Gottorp steht noch, gewissermaßen auch ehrwürdig, doch arg vom hohen Alter zerfurcht und in veränderter Umgebung. Alle Nebengebäude drumher sowie die Befestigungsmauern sind dem Erdboden gleich gemacht; ein neuer Statthalter der Herzogthümer, der Prinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Noer, wollte im Jahre 1847 das Schloß völlig in eine englische Parkanlage einschließen. Aber es kam nur zum Zerstören, nicht zum Neuschaffen; der Krieg von 1848—1850 brach dazwischen hinein, nach seinem Schluß ward der Statthalter landflüchtig und seine Residenz, das alte Schloß Gottorp, eine dänische Soldatenkaserne.

Auch vom Neuwerk ist nur wenig mehr erhalten; wo die Amalienburg und die großen Orangeriegebäude — ‚die Pomerantzenhäuser‘ — gestanden, zeigt keine Spur mehr, der gewaltige Herkules ist verschwunden, der Weiher eine Wiese geworden. Vorhanden sind zum Theil noch die Steinterrassen und Sockel ohne Gestalten, doch

eine sommergrüne Welt schöner, einsamer Art umgiebt sie, wie ehemals, mit hohen aufgeschossenen Bäumen, und darin schlagen, wie in den Tagen des Doctor Casparus Danckwerth, noch heute zahlreiche Nachtigallen fort / „so im Schlosse / und in der Stadt hell und klar können gehöret werden.“

„Denn das bleibt sich ja immer gleich,“ sagte Pidder Sövenbroder vor nun schon einem Stückchen über hundert Jahren. Er hat seitdem lange aufgehört, seinen Schatten auf die Erde zu werfen, und Cay Sehestedte und seine ‚ungeborene‘ Frau, so jung sie damals auch noch waren, ebenfalls.

Der Graf Saint-Germain soll auf dem Friedrichsberger Kirchhof begraben worden sein. Dies „soll“ ist bezeichnend, denn es zeigt, wie schnell der Tod Menschen in Gleichgültigkeit und Vergessenheit begräbt, deren Leben die Welt mit lautem Widerhall, scheuem Staunen und Bewunderung gefüllt hat. Der Landgraf Karl nahm seine Hinterlassenschaft an Briefen und Handschriften in Besitz, ist jedoch nie zu bewegen gewesen, irgend eine Auskunft daraus zu ertheilen, und hat sie muthmaßlich vor seinem Tode verbrannt. Im Triersdorfer Lustschlosse des

Markgrafen Alexander von Anspach-Baireuth befand sich bis zum Anfang des dritten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts eine Copie eines Pariser Originalbildnisses, das den Grafen Saint-Germain von mittlerer Größe, sehr kraftvoller Gestalt, mit klugen, höchst einnehmenden Gesichtszügen darstellt, dem Anschein nach als einen Vierziger. Der große Preußenkönig hat ihm in seinen „Oeuvres posthumes“, Band IV, Seite 73, eine Grabschrift gesetzt: „Un homme, qu'on na pu jamais déchiffrer.“

Doch Joseph Maria von Saint-Germain ist nicht wirklich gestorben; er war so alt, wie die Menschheit, und wird so lange fortleben, wie sie. Auf Swedenborg und Lavater, auf Meßmer, Gaßner und Schrepfer, auf Joseph Saint-Germain und Joseph Balsamo folgen die Herren Wallace und Crookes, Hare und Home, Hansen und Hellenbach, Zöllner und du Prel — auf die materia prima, tinctura universalis, mercurius philosophicus, praecipitatus solaris, auf Cabala und Elixire, Magnetismus und Somnambulismus, Freimaurer, Rosenkreuzer, Geisterbeschwörungen und Erscheinungen aus dem Grabe folgen rückende und klopfende Tische, zweites Gesicht, Medien und Psychographen, stigmatisirte Wunden, Wasser von Lourdes, Spiri-

tismus, Suggestionen, Telepathie, vierte Dimensionen, aus dem Samenkorn blitzgleich aufschießende Pflanzen, fliegende Kartoffelschalen und Schinkenknochen — und so weiter. Mit den letzten drei Worten schließt Lenau seine ‚Albigenser‘.

„ . . . . . Aus dieser flüchtigen Skizze wird man entnehmen, daß Jensens Erzählungen nicht für Zeitvertreibs-Lektüre bestimmt sind, sondern daß ernste Probleme ihnen zu Grunde liegen. Die philosophischen, tief in das Menschendasein eingreifenden Gedanken, welche dies Buch enthält, teils durch die Erzählungen selbst, teils den Helden derselben in den Mund gelegt, muß man selbst lesen, um sie zu würdigen."

Sonntagsblatt der New-Yorker Staats-Zeitung vom 4. Sept. 1892.

„ . . . . . Alle Vorzüge Jensenscher Naturpoesie sind auch in der vorliegenden Novelle lebendig; die Partie, welche des Helden einsamen Besuch in der Ruine behandelt, gehört zu dem Intimsten und Stimmungsvollsten, was Jensen geschrieben . . . . .

Belletristisch-literarische Beilage zu den Hamb. Nachrichten Nr. 25. 1892.

„ . . . . . Die erste ist eine psychologische Novelle ohne Handlung, aber tief und empfindungsreich, voll Farbe und Stimmung . . . . ." **Gegenwart.**

„ . . . . . daraus ein vielleicht unheimlicher, aber hoher ästhetischer Reiz, der durch die feine, tief verinnerlichte Zeichnung noch sehr erhöht wird. . . . . . Die ganze Erzählung (Der rote Schirm) ist ein wunderbares hohes Lied auf die Schönheitsgewalt der Natur für Augen, denen ein Gott sein Hepheta gerufen, und sie enthält nicht sowohl Schilderungen dieser Schönheit, als vielmehr die Darstellung ihrer Wirkung auf ein dafür gebildetes Gemüt. Wilhelm Jensen erfüllt hier aufs vollkommenste die Forderung: ‚Lehrt und beschreibet nicht', die er aus seinem geliebten Hölderlin anführt."

Blätter für litterarische Unterhaltung. 1892. Nr. 33.

„Wilhelm Jensen gehört nicht nur zu unsern beliebtesten Novellendichtern, sondern auch zu unsern besten . . . . . Auch die jüngsten seiner Novellen haben den vornehmen Charakter, den Reichtum des Geistes und den Formsinn und Takt, jene negative, aber doch so wertvolle Gabe, die allein vor dem Hinabsinken ins Triviale schützt . . . . . An Feinheit der Seelenmalerei, die doch niemals die Grenze überschreitet, welche die Kunst der psychologischen Analyse zieht, steht diese Novelle so hoch, daß man sie neben die besten Stormschen Novellen stellen darf." **Saale-Zeitung. 1892. Nr. 221.**

vorzüglichen Novellen zu schaffen, wenigstens lassen die vorliegenden Bände erkennen, daß er in seinen Autoren tüchtige Mitarbeiter gefunden hat. . . . . Als ein vielversprechendes Talent, dem man eine litterarische Zukunft voraussagen kann, zeigt sich Benvenuto Sartorius in seinen vier Novellen. Es liegt eine eigenartige dramatische Kraft in den Dichtungen dieses Autors, die ungewöhnlich ist und in hohem Grade fesselt. . . . ." **Der Bär. 1892. Nr. 50.**

„Bei dem genannten Verleger erschienen in sehr hübscher Ausstattung „Moderne Novellen". Das erste Heft enthält als erste Erzählung Jensens „Im Frühlingswalde". Die Dichtung ist außerordentlich zart gehalten und von bestrickender Lieblichkeit. . . . ." **Saale-Zeitung. 1892. Nr. 221.**

„. . . . Der Felberschen Verlagshandlung kann nachgerühmt werden, daß sie bei der Wahl für diese Novellensammlung mit künstlerisch geläutertem Geschmacke zu Werke gegangen ist." **Leipziger Tageblatt. 1892. Nr. 306.**

Erzählungen

von

Marie von Olfers.

Broschiert M. 6.—, fein gebunden M. 7.—.

Ein neues Buch der „norddeutschen Ebner-Eschenbach", so köstlichen Inhalts, daß es allseitigen Beifalls sicher sein darf.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Due	Name of Borrower	Returned